



Abonnements-
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-
handlungen und Postämtern des Deutschen Reiches
erzogen.

Ausgegeben am 11. Juli.
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements-Preis
bei allen Buchhandlungen M. 1. — pro Quartal
bei sämtlichen Postämtern M. 1.20 pro Quartal
Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

Die Here von Weimar.

Historischer Roman von Julius Grosse.

(Fortsetzung.)



weiß sei der Schober des Stadtraths mit ver-
brecherischer Absicht angezündet und der andere,
der dem Stämmerer gehörte, sei wohl aus
Zufall oder Ferkhum mit in Brand gerathen,
denn früher habe das jetzige Stämmerer'sche
Grundstück auch dem Stadtrath gehört. Un-
fehlbar werde es über die anderen Güter
desselben auch kommen*).

Da das Verhör mit den Müllerseuten in Anwesenheit
des Bürgermeisters Eschenbach im Freien stattfand, d. h. bald
im Hof, bald im Garten der Mühle, so konnte das zahlreich
anwesende Volk genau vernehmen, um was es sich handelte.

Aber statt sich einschüchtern zu lassen, antwortete die Menge,
die sich stündlich mit herbeilaufendem Gefindel vergrößerte, mit
Halloh und Hohnschrei.

Man verhinderte sogar einige Versuche, zu löschen, und
schließlich, als Alles verloren war, tanzte das Volk in wildem
Tumult um den glühenden Aschenegel und nachher zog man mit
Gesang und drohendem Halloh in hellen Haufen zur Stadt zurück.

Es war Alles genau so gekommen, wie der weißbändige
und wackere Bieckanzler Happe vorausgesagt hatte. Die neue
Consumtionsaccise vertheuerte die Nahrungsmittel in unmäßiger
Weise und die allgemeine Erbitterung nahm mit jedem Tage
einen drohenden Charakter an.

Schon heute Morgen, als die Bauern mit Getreide und
Feldfrüchten hereintraten und zahlen sollten, war es am äußer-
sten Jacobsthor wie am Erfurter Thor zu lärmenden Auf-
sitzen und zu blutigen Köpfen gekommen.

*) In der That besaß der damalige Rath der Stadt Weimar zahl-
reiche Grundstücke und Anwesen, so die Waage hinter dem Rathhaus,
das Kornhaus, Brauhaus, Malzhaus, die Ziegelei auf dem Karlsplatz,
die Rathschänke und Wodestube, das gemeine Spittel am Aßbach, wie
bei St. Lorenz in Ober-Weimar, die Garliche am Frauenhor, das
Bekammenhaus, die Wälder der Stadtsirke und aufgehobenen Brüder-
schaften und sonst noch viele Acker, Vorwerke und Liegenschaften.

Seitdem wuchs die Bewegung zuerst unmerklich, bald aber
zum offensten Aufruhr. Die verwegensten Schreier wollten
sogar die Bäckeläden und Fleischbänke stürmen und demoliren.
Es war jetzt Nachmittags sechs Uhr geworden. Rasch ent-
schlossen rüffte sich die bedrängte Stadtbehörde noch einmal zu-
sammen und ließ in aller Eile eine Anzahl von Verhaftungen
vornehmen. Unter den Haupttrübselührern, die man vorläufig
im Polizeigefängniß des Rathhauses unterbrachte, befanden sich
neben Führern des untern Volks, und als solcher konnte
Capitän Runkel betrachtet werden, auch einige angesehenen Bürger,
die sich in den Streit gemengt hatten, so der Buchdrucker
Müller, der, wie bekannt, damals im Rathhaus aufrührerische
Reden geführt hatte.

Aber mit diesen Vorichtsmaßregeln wurde nur Del in
das Feuer gegossen.

Die allgemeine Wägrung und Empörung wuchs in allen
Quartieren der Stadt von Viertelstunde zu Viertelstunde.

Am Spertlingsberge, wie am Schwansee, im untern Brühl,
wie in der Töpfer-, Gerber-, Wagner- und Todtengasse u. s. w.
rotzte sich wildes Gefindel zusammen; während die vornehmen
Bürger in der Kaufstraße, Rittergasse und Marktstraße ihre
Hausthüren und Verkaufsläden schlossen, frömten die Neugierigen,
vor Allen die lärmelustige Jugend der Gesellen und Dienenden,
in hellen Schaaren auf dem Markte zusammen, um mitzuerleben,
„wenn es losgehe“.

Einige Zeit lang schien der Himmel selbst Beisprache in
dies Beginnen thun zu wollen, um das Schlimmste zu verhüten.
Aus den dunklen Wolken, welche mit Windeseile heraufgezogen
waren, ergoß sich urplötzlich ein rauschender Platzregen, so daß
die lärmende Menge binnen wenigen Minuten auseinander stob
und in die Wirthshäuser flüchtete. Dort aber erhigten sich die
Gemüther von Neuem.

„Thut nichts,“ hieß die Losung. — „Wir kommen
wieder, wir bleiben zusammen. Heute Abend geht's los!“

Und dieser Alarmruf war keine leere Drohung. Als

endlich mit einsinkender Nacht der Regen nachgelassen hatte, strömte abermals die dicke Menge auf dem Markte zusammen mit johlendem Geschrei und hundertstimmigem Kampfruf.

Die neue Losung hieß: „Heraus mit den Gefangenen!“ „Heraus mit den freien Bürgern!“ „Heraus mit den Unseren!“ Inzwischen aber hatte auch der Rath der Stadt die Zeit benutzt und sowohl das große als das kleine Rathhaus (wie man das Stadthaus nannte) mit Sackentwechern, Polizeidienern und Schwarzwächtern stark besetzen lassen. Auch hatte man einen eiligen Boten in die Wilhelmsburg entsandt, um dort um Hilfe zu bitten und einige Compagnien Hellebardiere und Hartshiere zu requiriren.

Diese marschirten soeben mit dröhnendem Schritt auf dem Schloßhof zusammen, um dort die nöthigen Instruktionen zu empfangen und sodann die nächsten zum Markt führenden Straßen abzusperrten.

Und so harrete man mit hereinbrechender Nacht der Dinge, die da kommen sollten.

Während dieser bewegten Stunden saß Herr Abraham Kämmerer, der würdige Schützenkönig, in seinem breiten gepolsterten Lehnstuhl und zwar in der Vorderstube seiner Wohnung. Er war gänzlich ein gebrochener Mann, taub und blind gegen Alles, was um ihn her vorging.

Wie vernichtend hatten diese letzten schrecklichen Stunden auf ihn eingewirkt. Zuerst die aufregende Scene vor Gericht, die dauernde Verhaftung seiner Ehefrau, dann die nichtswürdige Brandstiftung und der Verlust des Kornschobers, endlich das räthselhafte Verschwinden seiner jüngsten Tochter, seines Lieblings, gerade dies letztere hatte ihn in's tiefste Herz getroffen.

Zwar die schlimmste Befürchtung, daß das junge Mädchen auf der Brandsätte irgendwie zu Schaden gekommen, hatte keine Bestätigung gefunden. Kämmerer erfuhr, als er nach mehreren Stunden zur Stadt zurückkam, daß schon um Mittag, gerade als der Feuerlöser begann, plötzlich Dorothea verstört und erschreckt wie auf der Flucht in der Wohnung erschienen sei, wo nur die alte Salome anwesend war. Die Schwestern Concordia und Veronica hatten sich in den verhängnißvollen Stunden des Gerichts zur Nachbarin Zelle geflüchtet, wo sie in Angst und Thränen zubrachten.

Sie kam, um den Vater zu warnen wegen der Drohungen der Brandstifter. Da sie aber Niemand zu Hause fand, — die Mutter war ja in Haft, der Vater vor Gericht, — so sei die Aermste wieder davongestürzt, Niemand wisse wohin.

Abraham Kämmerer saß tiefschmerz und wortlos in einem Lehnstuhl. Die Farbe seines wohlgenährten Gesichts war fahl geworden und die Brust arbeitete in schweren Athemzügen.

„Nehmt Euch das nicht so zu Herzen, Meister,“ sagte Zacharias Kramer, der mit Johann Viehle hinzugekommen war, um nach dem Rechte zu sehen. „Das Mädel wird schon wieder zum Borschein kommen. War ja sonst keine von den Dalketen.“

„Ja ja auch kein Grund vorhanden, setzte Viehle hinzu, „daß sie sich etwa ein Leid angethan; wo sie ist, werden wir bald erfahren, brauchen's ja nur ausschellen zu lassen.“

„Ach, wozu das an die große Glocke hängen,“ sagte Kramer. „Ich meine immer, das Mädel kommt von selbstn zurück hierher, oder in die Mähl, wenn der Kummel vorüber ist.“

Meister Kämmerer athmete wieder auf. „Ihr redet auch, wie Ihr's versteht. Ich wollt das Mädel wär im Pfefferland. Kommt sie zurück, so wird sie auch noch eingestekt als Heze. Die Leut sind ja wie toll und himberbrannt. Es gilt mir und meinem ganzen Haus.“

„Laßt Euch das nicht anfechten, Meister,“ sagte wieder Kramer. „Es muß noch ein Recht geben.“

„Wo denn, Ihr dreimal Klugen. Ich war beim Hofmarschall von Schwarzenfels, beim Geheimrath Kraus, beim Marschall von Poststein, beim Bürgermeister Eichenbach. Sie geben mir zwar zudersüße Worte, haben aber doch den Kopf verloren und sehen mich an, so von oben herab wie einen armen Sünder, als wär ich selbst schon in Acht und Aberacht.“

„So laßt uns an den Herzog gehen,“ sagte Viehle. „Er wird ein Einsehen haben.“

„Hab selbst schon daran gedacht, aber da ist nicht angekommen in seinen Gebreften. Bin vorher erst auf der Wilhelmsburg gewesen, aber die Herren Doctoren Breitbissus und Thum und Nupperti schlichen auf den Reppiden wie Gespenster und legten den Finger auf den Mund, als ich lospulvern wollt. Da darf kein laut Wort gesprochen werden, nicht einmal von den Rebellen der Stadt.“

„Kann man's nicht mündlich machen, läßt's sich auch schriftlich aufsetzen,“ meinte Kramer, „und dann die Caution.“

„Zawohl, die Caution, Ihr Gimpel, geprellt sind wir! Thut mir weh in der Seel, daß Ihr das Curige mit eingebrockt habt, aber man will unseren Sturz und Ruin und dieser Schreiber treibt ein Spitzbubenpiel mit uns, und so sind sie Alle, ich glaub keinem Menschen mehr. Laßt mich in Ruß!“

„Geht hinein,“ sagte er dann in milderem Tone. „Sprecht Euren Mädeln zu, weinen sie sich doch die Augen aus dem Kopf. Noch besser: theilt Euch in meine Habe, verkauft sie, daß Ihr wieder zu dem Euren kommt. Macht's auch so wie Alle, die von uns abfallen, weil es schlecht geht. O, bin ich ein geschlagener Mann.“

„Aber Meister, Ihr solltet auch besser von uns denken,“ rief Kramer.

„Wir stehen zusammen, Alle für Einen, Einer für Alle,“ betraufte Viehle.

„Schon gut, schon gut, Leut. Aber mit Worten kommen wir nicht weiter. Den Schober wollt ich verschmerzen, auch die Caution, aber mein Weib und mein Kind, und die Schand vor allem Volk!“

„Meister, wenn alle Stricke reißen, giebt's immer noch ein Reichs-Kammergericht.“

„Ja wohl, und hundert Jahre könnt Ihr warten, bis die Herriden zu End kommen, wenn's überhaupt Eure Gelder leben. Es ist zum Verzweifeln!“ Und plöylich sprang er auf und stürmte durch das Zimmer, wie ein Wahnsinniger immer dieselben Worte wiederholend: „Den Schober wollt ich verschmerzen und die Caution, aber mein Weib und Kind, mein Weib und Kind. An einem Haar hing's und sie war frei ohne die verdamnten Mordbrenner. Ich wollt, sie würden All um einen Kopf kürzer gemacht, dann zündet ich selbst noch meinen Schober an bloß zum Freudenfeuer!“

Dann eilte er zum Fenster und riß beide Flügel auf, so daß das vielstimmige Toben und Losen der rebellischen Volksmenge heraufdrang.

Kämmerer lauschte den verschiedenen Ruf und Drohungen, dann lachte er kurz auf:

„Nun wollen sie die Strolche auch noch befreien, natürlich, was haben Sie denn von den Richtern zu hoffen, die aus dem schwarz machen, dem Recht wächsere Nasen drehen, schick't Leut an den Pranger zu stellen und lose Wiberei noch lobnen. Eigentlich sollt ich mit den Gäuchen ein Bündniß machen, damit diesen Richtern an den Leib zu kommen und diesen Galkunten von Schreiber!“

„Habt wahr gesprochen,“ fuhr er die beiden jungen Bürger an, die vor dem Abiäten zurückwichen. „Ein Recht muß es geben in der Welt, sonst wird man selbst zum Mörder und Mordbrenner. Ich weiß nicht mehr wo aus noch ein, könnt den Mond herabreißen und die Welt aus den Angeln drehen. Wenn ich nur mein Weib wiederhätt und mein Kind, aber such nur, kommst Du in Noth, gehen zehn Freund' in ein Loth!“

Die Thür zum Vorjaal hatte sich in diesem Augenblick geöffnet und ein würdiger alter Herr stand auf der Schwelle, kein Anderer als der Schützenhauptmann Syndicus Pancratius Krausold.

„Wer ist da?“ rief Kämmerer. „Ihr seid's, Gewalter und Hauptmann. Wäret schon der Rechte, aber wo sind die Anderen All? Die ganze Compagnie könnt ich brauchen.“

will ich brauchen. Wozu nennt Ihr mich König? Bin ich's doch auf ein volles Jahr!"

"Ich wollt ein Wort mit Euch reden unter vier Augen."

Die beiden Schwiegerföhne zogen sich sofort in das Neben-zimmer zurück.

"Nun, was soll's, Herr Syndicus?"

"Ich komme heut nicht als Syndicus, alter Freund, eher noch als Vetter und Hauptmann, der ein altes Recht geltend machen will gegen einen schlechten Vater!"

"Soho, wo soll das hinaus?"

"Wird Euch doch wohl bewußt sein, daß wir zu keiner Zeit Rathenstelle vertreten haben, das heißt der ganze 18tliche Armbrustschützenbund, bei der Taufe Eurer jüngsten Tochter, gleich als ob es dazumal eine Ahndung gewesen, daß das arme Wüthenken demal einträglichsten Schutz von ehrenfesten Männern bedürftig sein würde an Vaterstelle. Und das soll ihr zu Theil werden. Darf ich fragen, wo Euer Töchterlein ist?"

"Das fragt die Gauner, die Schelme und Mordbrenner. Draußen in der Mühl war sie nicht mehr. Syndicus!" rief er plötzlich und packte den Freund verzweifelt am Arm. "Ihr wißt etwas, Ihr verheimlicht mir etwas, heraus damit! O ich geschlagener Mann, mein armes Kind, mein Liebling, mein guter Engel — Und dem starken Mann brach die Stimme."

"Beruhigt Euch, Vetter," sagte der Syndicus, "Euer Kind ist in Sicherheit. Kommt her, ich will Euch Alles erzählen, wie es gekommen ist." Und er führte den Erregten wieder zu seinem Lehnstuhl und nahm auf dem daneben stehenden Sessel Platz.

"Heute Mittag, als der Feuerlärm durch die Straßen ging, bin ich auch hinaus wie hundert Andere, der Schrecken war mir schier in die Knochen gefahren, ich wußt ja, daß Euer Kind in der Wallendorfer Mühl war. Zwar das Getümmel eiß mich fort, aber ich bin nicht weit gekommen. Kaum war ich die Jacobstraße hinein, bis zur Stadtkirch, wo's die Vorwerksgasse hinabgeht, da seh ich auf dem kleinen Platz einen skändel Menschen und höre Geschrei.

"Wer war's? Ein junger Bursch hieb um sich mit einem Prügel, denn sie wollten ein jung Mägdelein von ihm reißen, wir auch eine Hexe, wie sie schrien. Zwei oder drei hatte der junge Bursch schon heimgeschickt mit Blut und Beulen, aber im nächsten Augenblick war es doch verspielt gewesen, denn sie drangen auf ihn ein mit Knütteln, Steinen und Stangen, was sie gerad zur Hand hatten. Da, auf einmal, wie ich in die Nähe komme, schreit das Mägdelein auf: 'Pathe Syndicus, ich bin verlockt!' und stürzt in meine Arme."

Der alte Herr machte eine Pause.

"Weiter, weiter," stöhnte Kämmerer.

"Nun könnt Ihr Euch meinen Schreden denken, denn ich erkannte sie gleich, es war Euer Töchterlein Dorothea, das Pathchen unserer Compagnie. Wer aber der Bursch war, der sie so tapfer herausgehauen, das weiß ich nicht. Zum Glück kamen Stodentknechte von der Kaufstraße her, die tonnten nun gleich dreinschlagen und freie Bahn schaffen, so daß ich das liebe Kind mit mir salveriren konnte. Der junge Mensch aber war verschwunden."

"Wer war das, Junger Dorothea?" fragt ich nun.

"Ach, Pathe Syndicus," jammerte sie, "laßt mich fort, ich hab ja kein Heim mehr. Zu Haus ist ja kein Mensch und mich wollen sie fangen, soll wohl gar gegen Mütterchen zeugen oder in's Gefängniß; laßt mich, ich muß fort weit fort."

"Aber wohin denn mit Dir, sei aufrichtig."

"Denk Euch, sagt sie: zum Archivarius Neumarl."

"Was soll Dir der arme franke Mann?"

"Aber dort wohnt ja der da, mein Freund, mein Kamerad."

"So, der Verfetter; wüßt nicht, wer das sein könnt, denn der Archivarius hat keinen Sohn in seinem Alter. Ich denk, wir schühen Dich besser, ich und Dein Pathe, der Armbrustschützenbund. Komm mit in mein Haus!"

Aber sie weigerte sich lang, denn sie brächte uns Unglück."

"Seht Ihes, hört Ihr's?" rief Kämmerer. "Ja wohl, so ist's: wir bringen überall Unglück, jetzt muß ich selbst daran glauben. Geht hin, klettert sie aus den hochweisen Herren — halten ja das Kind auch schon für eine Hexe."

"Aber ist denn alle Welt von Sinnen?"

"Ein Narr macht tausend. Wärs nicht mein Liebling, ich könnt das Kind jetzt säupen vor Jörn, und in's Gewäsch zu bringen mit kindischem Gerede, das ist nun wieder aufgewärmt. Aber wo ist sie nun?"

"Seid ganz ohne Sorgen, Vetter, sie ist mit mir gegangen und sitzt bei meiner alten Was, die mir die Wirkschaft führt. Da ist sie wohl aufgehoben, das muß' ich Euch sagen. Aber was soll nun werden?"

Eine kurze Pause war eingetreten.

Kämmerer stand auf und drückte seinem Freunde die Hand. "Ich dank Euch von ganzem Herzen, Syndicus. Aber hieher kann ich das Kind nicht nehmen. Die ganze Meute ist los und sie schaden auch nach ihr."

"Steht es wirklich so ernsthaft?" sagte der alte Freund, der als Syndicus der Stadt geradezu in eine Collision seiner Pflichten kam. "Es ist schon wahr: kommt einmal ein Wahnsinn über die Menschen, so verschonen sie nicht Weib und Kind. Nun gut, alter Freund, das Geheimniß soll gewahrt bleiben. Wir haben im Hausfest noch ein Dachstübchen, ein luftig stilles Gemach, das erddeckt unser Pathchen kein Mensch. Dort kann sie hausen, und ist der Gräul erst vorüber, bringen wir sie heil und munter zurück. Und nun seid guten Muthes und tragt die Prüfung Gottes mit Patients und Humoribus."

"Schöne Worte, Syndicus — schöne Worte. Wo soll ich Geduld hernehmen, wenn sie meinem Weib an Leib und Leben wollen. Schönen Dank für Eure Sorge, aber seid Ihr mein wahrer Freund, so bietet die ganze Compagnie auf. Ich bin Schützenkönig!"

"Aber zu welchem Endzweck?"

"Als Schützenkönig will ich mein Recht holen vor Gericht. Aber dann muß ich eine Nacht hinter mir haben!"

"Paule, Du rasest," sagte der Syndicus, dem gelinde Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit des Erbitterten aufstiegen.

"Da hört man es," brach Kämmerer mit erneuem Jörn los. "Schöne Phrasen, aber wenn man Hilfe will, Ausflüchte, Hintertüren, spanischer Wind. Ihr seid Einer so viel werth wie der Andere!"

Der Syndicus war aufgestanden und seine sonst wohlwollende Miene hatte einen Ausdruck von Gemessenheit und Strenge.

"Ich erhoffe, daß Ihr morgen darüber anders denkt, mein Herr Meister Kämmerer, mit einen Hirnwüthigen ist nicht zu tractiren, Gute Nacht!"

Mit diesen Worten war er gegangen.

Kämmerer's Jörn sprudelte noch eine Weile fort. "Behaltet Eure Weisheit für Euch — hebt Euch fort — fahrt ab. Ich will nichts mehr hören!"

Dann war der empörrte Mann wieder brütend und grollend in den Lehnstuhl zurückgefunken.

Dort saß der würdige Schützenkönig noch, als Zacharias Cramer und Johann Lülle wieder eintraten, mit ihnen die Studenten Hemmeyer und Fuhrmann, die zur Abreise geeiselt waren.

Beide waren seit dem verhängnißvollen Königsschmause und der improvisirten Hochzeit zwar gekleben, — hatten sie doch freie Wohnung an der Seifengasse, — aber von der Stand an, seit Frau Kämmerer der Freiheit beraubt, hatte sich Niemand mehr um die fremden Gäste bekümmert. Auch alle Versprechungen und Verheißungen des Schützenkönigs waren zerflogen wie Seifenblasen.

Nicht, daß sich der wackere Kämmerer geweigert haben würde, die zugesagten Stipendien zu gewähren, wenn man ihn erinnert hätte, aber dazu war jetzt keine Zeit und wer durfte

beim gänzlichen Umsturz des Hauswesens, seit die Mutter schloß, noch mit neuen Ansprüchen kommen.

In dieser Beziehung also, wie auch sonst, spielten die beiden Studenten als unwillkommene Gäste eine ständige Rolle, besonders bei den Töchtern und neben den beiden Verlobten.

Und schon aus legeren Gründe wären sie längst wieder nach Jena abgegangen, wenn nicht die Pflicht sie zurückgehalten, vor Gericht für Frau Kämmerer zu zeugen.

Dies war nun ebenfalls erledigt und demgemäß die Abreise beschloffen. Da kam schließlich der unerwartete Volksrumor dazwischen und was ist für Studenten fesselnder als Tumult und allgemeine Rebellion.

„Was Teufel, Meister Kämmerer,“ rief Hemmeyer, „Ihr sitzt da und stölet Trübsal und draußen geht Alles draunter und drüber, daß es eine Freud ist!“

„Wir sahen Euch vorher am Fenster,“ schaltete Fuhrmann ein, „dachten, von hier müßte der Hulloh hübsch anzusehen sein. Ganz Roma im Aufstand, alle Quiriten gegen das Capitol! Hundert Catilinas mit und ohne Hosen und kein einziger Cicero! — Haha, ein Sturm im Waschbecken!“

„Was wollt Ihl! Hebt Euch von dannen,“ fuhr Kämmerer die ungebildeten Gäste an.

„Oho, nur nicht so eisenbeißig, alter Tiberius Gracchus, erwiderte Hemmeyer. „Wie wollten heut eigentlich nach Jena zurück an die Mutterbrust der alma mater. Da kommt nun dies bellum civile dazwischen. Wenn's schneit, giebt's Schneeballen und wo gefiedelt wird, giebt's einen Tanz. Drum sind wir gelieben.“

„Aber, Meister, wo ist denn Eure Porzia und Calpurnia?“ fragte Fritz Fuhrmann; „hieß doch, sie sollte heut frei werden, die edle Sibylle von Cuma.“

Abraham warf dem lustigen Vogel einen wüthenden Blick zu. Er meinte nicht anders, als man wolle ihn in seinem Unglück noch verhöhnen.

Bringt den Vater nicht noch mehr in Furie, mahnte Zacharias Cramer. „Er verzieht heut keinen Spaß; die Frau Meisterin ist noch nicht frei, sie sitzt immer noch im Rathhaus.“

„Hoho, hoho,“ rief Hemmeyer. „So geht man mit deutschen Frauen um. Das sollte mal in Jena ardividen. Die ganze Bursa ständ auf den Beinen und säumte dieses Zwingur, diesen marneotinischen Kerker.“

„Was seid Ihr für Männer!“ rief Fuhrmann, „und laßt Euch das bieten. Schöne Helden, schöne Enkel des Reminus und Teut!“

Während dieser Worte drang erneutes Hohn, Schreien und Toben vom Marktplatz herauf.

„Ja, was sollen wir anstellen,“ meinte der Seifenjieber.

„Wir haben keinen Rath — wißt Ihr was Besseres zu thun, sagt's,“ secundirte der Bortenwickler.

„Was da,“ rief Hemmeyer, „mach't ebenso wie diese

Quiriten. Holt Euch die Frau Benelope, holt sie herans aus den Bleibähern von Venedig. Jetzt, wo Alle geholt werden, geht's in Einem hin.“

Unter das heraufschallende Geschrei mischte sich jetzt das dröhnende Krachen von Weilschlägen, als wenn Thüren und Ehre eingerammt wurden. Dazu das betäubende Hulloh und hundertstimmiges Geheul der kampflustigen Menge.

Abraham Kämmerer war aufgesprungen und seine Augen bligten. Jetzt ergriff er zitternd Hemmeyers Arm. „Herr, saget doch, — meint Ihr das auch?“

„Hab ich etwa hatbäisch gesprochen statt deutsch? Jetzt im allgemeinen Trubel und Töbs ist die rechte Stund. Seht nur, wie sie stärmen!“ Und die beiden Studenten eilten an die Fenster. Auch die beiden Bürger folgten, betroffen ob des unerhörten Anblicks.

„Schaut nur hinaus, ja schaut nur hinaus. Jetzt haben sie die Pforte eingehauen, jetzt sind sie im Rathhaus. Da bringen sie schon Einen getragen über die Köpfe weg, ich glaub es ist der Buchdrucker, und da noch Einen und einen Dritten. Ist das nicht der tolle Capitano? aber der blutet. Also Schmissie seht es auch und Liebe — heissa, wer dabei sein konnt beim Tanz. Das Volk ist im Siege. Vorwärts, ich mach hinunter!“

„Immer vorwärts, Herr Kämmerer,“ rief Fuhrmann. „Wer fragt jetzt darnach, wenn Ihr Eure Frau holt. Der ganze Senat ist davongelaufen. Im Getümmel wird's kein Mensch gewahr und dinnen ist reiner Tisch. Kommet vorwärts!“

Nun aber erwachten die Bedenken der beiden jungen Bürger.

„Herrschaft!“ rief Zacharias Cramer. „Also offene Rebellion gegen Oberkeit und Regiment.“

„Und geht's heut auch glatt aus, was wird dann morgen werden?“ meinte Lieble.

Bliz und blaues Feuer! Die Herren haben Recht!“ rief Kämmerer. „Laßt Euch umarmen. Das lag mir in den Knochen, gegen Gewalt hilft nur Gewalt. — Nun ist die Kay' aus dem Sak. Vorwärts, alter Mann! Aber halt, Kinder, zuvor heißt sich waffnen bis an die Zähnel kommt mit,“ und er eilte zu der riesigen Waffentrophäe an der Wand des Prunkzimmers.

„Was nehmt ihr gleich — eine Hellebard oder das Schwert vom Ritter Torringer — mit einer Armbrust ist da nicht gethan — und dann einen Helm, aber was für einen?“

„Aber Meister,“ wandte Lieble ein. „Ihr werdet Euch doch nicht gemein machen mit dem Gefindel?“

„Sollen wir wirklich mit?“ rief Cramer. „Na, mit kann's gleich sein. Ein richtiges Gerauf gehört bei uns zu jeder Kirchweih.“

Auch die beiden Studenten hatten eilig zu den Waffen gegriffen und wählten sich lange Stofdegen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Sonst und Jetzt. ☜

Vor langen sieben Jahren
Da war ich seine Braut,
Da hat er mich so zärtlich,
So liebend angeflant.

Da brachte er mir Rosen,
Die echten Vellögen dar;
Ja, küßte nur und Blumen —
Wie das so herrlich war!

Selt langen sieben Jahren
Ich seine Hausfrau bin,
Wir lieben uns wie damals,
Doch in verschied'nem Sinn.

Er bringt mir keine Rosen. —
Wir leben in der Welt —
Und wenn er mich will küßten
— Dann bitt' ich ihn um Geld.

3. Garmann.



Schlacht bei Tifin. Enggethoffs Abmiralshaus „Friedrich“ vor der italienische Panzerflotte „de o’Stalla“ in Grund.
Nach einer Zeichnung von J. C. Pütter auf Holz geschnitten von Johann Weir.

Vor zwanzig Jahren.

Zur Erinnerung an die Seeschlacht bei Lissa.*)

Von Heinrich von Littrow.

(Mit Illustration.)

Man schrieb 1866. Der politische Horizont hatte sich von allen Seiten getrübt; im Norden und im Süden von Oesterreich thürmten sich gewitterchwangere Wolken auf; fieberhafte Thätigkeit herrschte in den preussischen, italienischen und österreichischen Armeen; das Motto: *Si vis pacem para bellum!* war nur mehr Wahnsinn, weil die Forten des Janus-Tempels schon in ihren Angeln trachten, ein böser Luftzug an ihnen rüttelte, und der nächste Windstoß sie gewaltsam öffnen konnte.

Ein stiller, einsam in der Mitte des adriatischen Meeres gelegenes Eiland, das man idyllisch zu nennen versucht gewesen wäre, wenn nicht Strandbatterien auf seinen steilen Ufern ihre Feuerbänke gezeigt hätten, die Insel Lissa, das Liza der Alten, ein strategisch wichtiger Punkt, den die Römer und Griechen ebenso wie die Venetianer, Franzosen und Engländer als solchen zu schätzen wußten, die sonst halbvergesene Insel Lissa entwickelte plötzlich ein ungewöhnlich reges Leben, das sich vom Commandanten der Garnison und der Festungswerke bis zum letzten Soldaten, vom reichen Bürgerweiser bis zum armen Bewohner der Hütten am Strande bemerkbar machte.

Die Commorage, der Stabfloss, war in voller Blüthe; das Postamt, das sonst nur 2 oder 3 Briefe und ein paar Zeitungsbücher brachte, ward zur Stunde der Ankunft des Dampfers aus Triest oder des Post-Segelbootes aus Tefina und Spalato beschützt und die Postbeamten und Briefträger, bewohnt durch die sonst spärliche Correspondenz, hatten schwere Aufgaben; auch der Telegraphendraht — dieser ruhige eiserne Wehrentenrich, auf dem die Schwalben und Sperlinge ihre Kraftthaten für gewöhnlich aufgeschlagen hatten, wurde stark in Anspruch genommen — unsichtbare Depeschen flogen hin und her, die Arbeit der Telegraphisten war aber sichtbar und für sie fühlbar, weil auch der Nachdienst eingeführt wurde, den man früher auf der stillen Atlantis nicht kannte. Mit einem Worte, das friedliche Eiland bebte und zitterte und dröhnte wie ein vulkanischer Boden vor einer Eruption.

Auf den Festungswerken wurde fleißig gearbeitet, das konnte man deutlich sehen, und das erzählten die Tagelöhner, die zur Verstärkung

*) Der zwanzigste Juli, dieser glorreiche Tag in der österreichischen Kriegsgeschichte, gehört für alle Zeiten dem Namen Tegetthoff. Zwanzig Jahre sind verfloßen, seitdem der K. K. Vice-Admiral und Befehlshaber der österreichischen Kriegsflotte am oben genannten Tage vor der Insel Lissa im Adriatischen Meere der weit stärkeren italienischen Flotte unter Admiral Persano jene großartige Schlacht lieferte, welche Oesterreich den völligen Sieg brachte.

Während Tegetthoff in Pola, angeht des Kriegshafens der österreichischen Flotte, schon längst ein prächtiges Denkmal besitzt, wird in Wien, auf dem schönen Plage der Volkstheater, ein solches im Laufe dieses Sommers feierlich enthüllt werden.

Wie glauben diesen Tag nicht würdiger begrüßen zu können, als indem wir die gegenwärtige Darstellung der Schlachtvorgänge aus der Feder des renomirten Marine-Schriftstellers, K. K. See-Inspectors Capitän G. von Littrow mittheilen und den erschlatternden Moment illustriren, in welchem Tegetthoff's Admiralschiff „Ferdinand Max“ die italienische Panzerregatte „Re d'Italia“ in den Grund bohrte.

Der „Ferdinand Max“, damals das größte Panzerschiff der österreichischen Flotte, war in aller Eile ausgerüstet worden und führte mit eine Batterie von 18 glatten 48pfündigen Kanonen, welche Stahlkugeln schossen. Mit kalter Ruhe stand Tegetthoff, von seinem Stabe umgeben, im höchsten Ansehn und unbeschützt auf der Achterseite seines Admiralschiffes und gab seine Befehle in einer Haltung, die selbst die Gegner zur Bewunderung hinriß. Während sich im Nahgefechte hunderte von Gewehren gegen den blonden ruhigen Mann richteten, hielt er die Arme über der Brust verdreht und blickte stolz und fest hinüber nach den feindlichen Fahrzeugen. Es war fast wie ein Wunder, daß keine der ihm umlaufenden Kugeln ihn traf.

Der „Ferdinand Max“ hatte schon gleich zu Anfang, als er die feindliche Schlaflinie, allen österreichischen Schiffe voran, durchdrach, den „Re d'Italia“, auf welchem Tegetthoff den Admiral Persano vernahmte, einmal erfolglos gerammt. Später hatte der Italiener im Kampfe schwere Avarien erlitten, sein Steueruder schien geschossen zu sein, denn das Schiff machte keine Wendungen mehr und konnte sich daher vor seinen Gegnern nicht mehr bewegen. Auf Unterhütung war auch nicht mehr zu rechnen, denn „Palestro“ brante, „S. Martino“ schlug sich in ziemlich entfernter Entfernung südwärts mit „Don Juan“ und später auch mit „Kaiser Max“ herum, und die anderen italienischen Panzerschiffe waren mit den kaiserlichen Holzschiffen vollauf beschäftigt. Einen lästigen Gegner wie Tegetthoff gegenüber mußte die Lage des „Re d'Italia“ eine äußerst feilsche sein, zwar kämpfte er heldenmüthig, indem er volle Breiten nach rechts und links abtreute und viel Mannschuß auf das Verdeck rief, um eine Entering abzuweisen, aber alle Wendungen waren vergeblich, denn bald sollte das stolze Schiff den Todestobst erleiden. Das Verdienst dieser That spricht Tegetthoff ausschließlich seinem Flaggen-

ausgenommen wurden. Die Spaziergänge, die man sonst harmlos auf den Wegen die zu den Festungswerken führten unternahm, waren inibitirt worden, und durch dieses Verbot wurde auch so mancher Verdacht regt.

Die kleinen ziemlich zahlreichen Oesterien (Wirthshäuser) und die zwei einzigen Cafes waren aber zu jeder Tagesstunde stark besetzt, nur quig es dort nicht lärmend zu wie sonst, wo der Besuch kein stärkerer, aber ein bei Wettem heiterer war — man conversirte viel, aber man sprach leiser, man lachte weniger und zog sich selber und stiller als sonst aus all den öffentlichen Localen zurück.

Auf der Südseite der Insel in dem Fischerort Comisa, wo auch an einer Strandbatterie gearbeitet wurde, um sie in Vertheidigungsstand zu setzen, ankerten die kleinen Küstenfabrer und Fischerboote dicht aneinander gedrängt hinter den Festungsmauern, soweit es die Wassertiefe des Hafens erlaubte, und die Padroni (Schiffsführer) schienen es nicht eilig zu haben mit dem Wiederauslaufen, obwohl von einer Kriegserklärung nichts verlautete und auf dem dunkelblauen glatten Spiegel der Vria kein Rauch, kein verächtliches Segel eines Kriegsschiffes, nicht einmal der eigenen Flagge, zu sehen war.

Admiral Tegetthoff war in Pola und Fasana und bemannte dort mit fieberhaften Eifer Alles, was vom Flottenstande bemerkbar war, übte seine Befehle im Scheibenschießen, im Rübren und in der Handhabung aller Waffen, und entfandte nur zeitweise einen stillen Dampfer seiner Escadre auf Hecogonostrium, ja begab sich selbst mit einigen seiner Schiffe auf eine solche gewagte Umrundung, um sich im Klaren zu erhalten über die Stärke und die Absicht der feindlichen Flotte, die im Hafen vor Ancona vor Anker lag, ebenfalls in aller Eile rüstete und zeitweise auch Aulio-Schiffe in See stechen ließ, um dieselbe Gelegenheit zu befriedigen, die den österreichischen Escadre-Commandanten beunruhigte. Keiner traute dem Andern, es wollte sich Keiner in die Karten schauen lassen. Daß Tegetthoff wenige Atouts in der Hand hatte, im Vergleiche mit dem Gegner, das wußten wir und wußten auch unsere Feinde —

capitän, Linien-Schiffs-Capitän Baron Sterned (dem jetzigen Befehlshaber der österreichischen Kriegsflotte), zu der von der halben Höhe der Befehls- wangen das Almiralschiff commandirte und dasselbe mit ganzer Kraft gegen die luke Flanke des „Re d'Italia“ dirigirte. Die gewaltige Masse von 5000 Tonnen bohrte sich mit einer Geschwindigkeit von 11 1/2 Knoten über zwei Meier tief in die Seite des Gegners, Alles zerstückt, Panzer, Hülterung, Planen und Spanten. (Siehe das Bild.) Der „Re d'Italia“, tödtlich getroffen, neigte sich beim Anprall zuerst langsam auf etwa 25 Grade nach Steuerbord, dann erfolgte ein plötzliches Ueberkreuzen nach Backbord, wobei das Schiff seine entsetzliche Wunde von 16 Quadratmeter Fläche in die sich rasch hinein ergehenden Wellen tauchte und dann in kaum einer Minute in eine Tiefe von 400 Meter versank. Es war ein furchtbar großartiger, erschütternder Anblick, das feindliche Verdeck sich vor den Kämpfenden wie eine Mauer aufzurichten, als die wadere Besatzung, die bis zum letzten Momente noch Gewehrsalben abgab, allmählig an Boden verlor, Menschen und lose Gegenstände in gefährlichem Anlauf nach Lee hinabglitten! Ehe die Wellen über das sinkende Schiff schlugen, sprangen viele Matrosen aus den Kanonenluken in das Wasser, andere erkletterten, freilich vergebens, die Masten; einige Matrosen sah man auch nach Achter eilen, um, wie es schien, die Flagge an der Gaffel zu freiden, doch zwei wadere Offiziere widersetzten sich mit Gewalt diesem Unternehmen und so ging das Schiff mit hochhatterder Nationalflagge in sein nasses Grab. Die beiden Flotten waren Zeugen dieses furchtbaren Schaupieles. Wie mit Zauberschlag verstumte plötzlich das wilde Kanonengehe, für einen Augenblick gab's Todtenstille, nur das Wasser rauschte, dann aber erscholl lautenwidmiges Hurrah von den fallenden Schiffen — und der Kampf nahm seinen Fortgang. In Wolken von Pulverdampf und Kohlenrauch gebüllt kämpften 61 Schiffe mit Dampfmaschinen von zusammen 25 000 Pferdekräften gegeneinander. Die hochwogende See gab dem Schlachtentbilde ein noch gefährlicheres Gepräge, schwer rollten und schlingerten die mit ganzer Maschinenkraft euerdampfenden Schiffe, über welche die emporsten Wellen hinwegschlugen. Manches der kleineren österreichischen Panzerschiffe mußte zeitweise die Luken schließen, während die Kanonenboote und Schraubenschoner nur mit größter Anstrengung und Vorsicht die Geschütze, welche in Gefahr standen durch heftige Wellenbewegungen über Bord geschleudert zu werden, handhabten konnten. Das Dröhnen der Kanonen gab stundenlang ein donnerähnliches Getöse, aus welchem nur die dumpfen Schläge der schwersten Geschütze und die vollen Lagen der Batterieschiffe deutlich zu hören waren. Die Schiffe kleinerer Kanonen, das Gebratter der Gewehre, dann das Brausen der daherschießenden schweren Projectile, sowie die Hurrahrufe der Kämpfenden mengten sich zu einem unbeschreiblich wilden Hüllentlärm, der bis nach Zara — 17 deutsche Meilen weit — zu hören war.

aber der Krieg ist eben — und wenn er noch so fern geführt wird — ein Hazardspiel, und da können auch die schwächeren Parteien gewinnen; so dachte Tegethoff und mit ihm die Braven unter seinem Commando. Und auch in Lissa und in ganz Istrien und Dalmatien, wenige Festungen, Schwarzsee oder Italianissimi ausgenommen, dachten Alle so, als man Väterung erhielt von der Absicht Tegethoffs, auszulaufen und anzugreifen, wenn sich eine Gelegenheit dazu bieten sollte. Nur fand man Lissa nicht genügend besetzt für den Fall eines Bombardements von Seite der italienischen Flotte, oder für den Versuch einer feindseligen Landung auf der Insel, die zu einer solchen Operation viele geeignete Schwadde Stellen bot.

Plötzlich erschien der Dampfer „Egitto“ im Hafen von Lissa; der Commandant, Vinienschiffleutnant Stratti, hatte den Befehl, disponible Unteroffiziere des Matrosencorps nach Pola zu senden, wo man zu den bereits benannten und in See gestellten Panzerschiffen noch die Holzschiffe: Vinienschiff „Kaiser“ und die Fregatten „Novara“, „Schwarzenberg“, „Radeff“, „Donau“ und „Moris“ nebst sieben Kanonenbooten und sechs Raddampfern in aller Eile ausrüsten wollte.

Zwei gemietete Woyddampfer, Egitto und Stadium, letzterer vom Vinienschiffleutnant Victor Graf Wimpfen commandirt, wurden so gut als möglich als Kriegsschiffe bemannt und dem Flottenstande zur Dienstleistung zugetheilt.

Allem Anscheine nach wollte Tegethoff einen kühnen Versuch machen, so was man sagt seine letzte Karte auszuspielen, aber dennoch glaubte Niemand daran.

Das Armeecommando in Italien unter Erzherzog Albrecht und Marziale warnte vor einer feindseligen Diversion, als man in Erfahrung gebracht hatte, daß die italienische Flotte unter Persano von Ancona ausgelaufen war und Cours gegen Lissa genommen habe; am allerwenigsten aber glaubten die Italiener an einen Angriff von Seiten der österreichischen Flotte, weil sie ihre eigene Stärke kannten und hochschätzend die Oesterreicher die „pescatori“, die Fischer, nannten. Das italienische Widerrecht „Affondatore“ allein wäre hinreichend gewesen, um, wenn gut manövirend, die halbe österreichische Flotte zu zerstreuen. Die „Brenn“ und „Aber“ waren in der Schlacht anders vertheilt, als man es am grünen Tische gethan. Dazu kam noch ein wichtiger Umstand, der uns zum Vortheile miträumte und für die Italiener nachtheilig war: Unser Maschinenpersonal war ein technisch gebildetes und militärisch disciplinirtes Corps, das noch unter dem genialen Vöhring organisiert worden war, auf das sich die Commandanten unbedingt verlassen konnten, und dazu lauter österreichische Unterthanen, während in der italienischen Marine noch viele Ausländer dienten, die kurz vor Beginn der Campagne ihre Entlassung nahmen und in der Eile durch ungelübte, im Seebienst unerfahrene Maschinenisten aus Dampfmühen, aus Spinnereien, Maccaronifabriken u. s. w. ersetzt werden mußten. Freilich mußte Tegethoff das Alles nicht, aber zu seiner Chance hat es doch beigetragen.

In Kriege kommen nämlich solche Umstände zur Geltung und können entscheidend werden, wie z. B. jener der Recognition am 27. Juni 1866, die Tegethoff persönlich mit neun Schiffen seiner Escadre gegen Ancona unternahm, wo 17 italienische Schiffe vor Anker lagen um ihre Auslösung zu beenden.

Am 26. Abends hatte der Admiral Pola oder eigentlich die Abtheilung von Tosana verlassen und erschien als Ueberaschung für die Italiener am 27. mit dem ersten Morgengraue vor Ancona auf drei Seemeilen Entfernung. Die italienische Flotte machte Miene auszulaufen, die schwarze Rauchwolken wiebelten aus den Schloten in die windfille Luft, und ein Gelächter, ein Aufschlopfen der Italiener, kam in See, wechselte einige Schüsse mit unserem Vorkoschiffe „Kaiserin Elisabeth“, Commandant Fregatencapitän Oesterreicher, und kehrte dann zur italieni-

sehen Flotte zurück. Der Cours des Italieners bei seiner Rückfahrt war aber kein getadelt, sondern ein Fidsal, woraus man den Schluß folgerte, daß vor der geanterten Flotte Seeminen, Torpedos, Geläch sein, deren Position dem Italiener bekannt, für uns aber ein unbeflegbares Hinderniß waren. Hätte der kluge Mann, der den Gelächeur commandirte, sich nicht dieser Kriegslüge bedient (dann in der That lagen keine Torpedos dort), so hätte Tegethoff die italienische confuse, überlastete Flotte vor Ancona angegriffen und ein zweites Sinope insteniet.

Das Seelrategem, die Kriegslüge, war dem Italiener gelungen, und Tegethoff kehrte an jenem Tage wieder nach Pola zurück, denn seine kleine, kostbare Flotte Minen zu opfern, konnte nicht seine Absicht sein.

All for the best, sagt der Engländer, und ein Sinope bei Ancona wäre auch weit weniger ruhmvoll gewesen, als eine gewonnene Schlacht bei Lissa.

Ueber Alles das hatten sich aber in Lissa nur farblose, nebelhafte und oft sich widersprechende Gerüchte verbreitet, an eine Demonstration vor Lissa oder gar an ein Bombardement glaubten nur Wenige, die Meisten behaupteten, es wäre zwecklos für die italienische Flotte, da das gegenüberliegende Dalmatien nur einen noch festeren Widerstand bei einer allfälligen Landung leisten und die österreichische Flotte und Landarmee eine solche auch verhindern würde.

Der „Egitto“ ankerste in Lissa, Alles wurde an Bord vorbereitet, um im entscheidenden Moment das Schiff zu versenken, wenn feindselige Schiffe in den Hafen eindringen und es in Gefahr bringen sollten, genannt zu werden. Commandant Stratti vollführte diese Verfertigung höchst tactvoll im geeigneten Moment.

Das große Holzschiff „Kaiser“ wurde in aller Eile ebenfalls kriegstüchtig gemacht, es wurde in Ermangelung eines Panzers mit schweren Ankerketten außer Bord besetzt, und so bradte man in wenigen Wochen zu Stande, daß dieses mächtige Holzfahrzeug völlig ausgerüstet und bemannt in See gestellt und als Commodore'schiff an die Spitze der 2. Division placirt werden konnte.

Commodore von Pop, später Viceadmiral und Ritter des Maria Theresien-Ordens, übernahm das Commando dieses beinahe improvisirten Flaggenschiffes und zählte in seiner Division nur Holzschiffe: 5 Fregatten, 1 Corvette, 9 Kanonenboote und 4 Raddampfer.

Somit bestand die ganze, mühsam und in aller Eile zusammengestellte österreichische Escadre aus 7 Panzerschiffen und aus 7 schweren Holzschiffen, während die Italiener 12 Panzerschiffe und 8 schwere Batterieschiffe zählten, die Kanonenboote, Raddampfer und andere kleinere Fahrzeuge auf beiden Seiten ungerednet.

Die österreichische Marine brachte sich damals unter sehr harten Verhältnissen; die Theilnahmlosigkeit, die unsere binnenländische Bevölkerung in früherer Zeit für maritime Unternehmungen an den Tag legte, hatte auch der geniale Prinz, Erzherzog Ferdinand Max, der spätere unglückliche Kaiser von Mexico, nicht aus ihrer lethargie aufzüteln können, obwohl das Wenige, was er dem Reichsreiche entzogen, doch eben in den Tagen der Noth vom größten Nutzen war.

Während man in Oesterreich wenig oder nichts für die Seemacht thun wollte, und man sogar dem verstorbenen Kaiser Franz die Worte in den Mund legte: Für ein ernstliches Auftreten ist unsere Marine zu schwach und als Spielerei follet sie zu viel Geld, verwendeten andere Staaten ihr bestes Geld auf die Hebung ihrer maritimen Macht, emporzick der Wahrheit, daß ein Staat, dessen Grenzen vom Seewasser bespült sind, nur dann mächtig werden und ein Wort als Großmacht mitsprechen kann, wenn er auch seine Seemacht entsprechend entwickelt und beulirt. „Le trident de Neptune c'est le sceptre du monde“, sagt der Franzose.

(Schluß folgt.)

Johannes Wittenborg.

(Mit Illustration.)

Der berühmte und unglückliche Bürgermeister der alten Hansestadt Lübeck ist in der Geschichte ein Beispiel dafür, daß im Staatsleben ein Mann wohl gefeiert wird so lange er Erfolg hat, daß sich aber im Unglück sofort die Menge gegen ihn wendet. Ueber die Schicksale dieses bedeutenden Charakters enthält das vortreffliche Buch: „Die Wälder der Hansa. Historische Erzählung aus der Blüthezeit des norddeutschen Kaufmannsstandes. Von Gustav Häder. Mit Illustrationen von Johannes Gehret.“ Leipzig, Verlag von Ferd. Hirt & Sohn, pändende Schönerungen. Indem wir dies Buch als nützliche Lectüre und paffendes Geschenk für die reifere Jugend empfehlen, geben wir daraus folgende Skizze.

Die Hansa war im Kriege mit Dänemark. Lübeck stand an der Spitze der Hansestädte, und Johannes Wittenborg, der Bürgermeister von Lübeck, war demzufolge Oberbefehlshaber der hanseatischen Flotte. Im Mai 1366 brach die Flotte Lübeds auf, um sich vor dem Borsfand mit

den Schiffen der anderen Hansestädte zu vereinigen. Es war eine stürmische Fahrt.

Ein Bote des Schwedenkönigs Halon überbrachte dem Lübeden Bürgermeister die Nachricht, daß Halon mit seinen Truppen auf Halmstad zu marschire und den hanseischen Befehlshaber erlauch lassen, sich mit ihm bei Helsingborg zu vereinigen.

Wittenborg willigte hochfreut ein. Zwar schüttelten einige der Unterbefehlshaber die Köpfe, denn sie meinten, die Schweden wären nicht aufständig, doch ihr Rath wurde vermessen.

Wittenborg hatte beschlossen, zuerst Kopenhagen zu plündern. Die Dänen erwarteten mit festem Muthe den Angriff der Hanseaten, doch letztere siegten.

Jetzt ging es auf Helsingborg zu. Die Belagerung der großen Feste dauerte viele Wochen. Da erhob sich eines Abends ein furchtbarer Sturm, Wittenborg hatte gerade diesen Tag zur Eroberung Helsingborgs

bestimmt. Er erwartete mit Unruhe die Hornrufe der heranrückenden Schweden, doch nichts ließ sich hören als das Kampfgeschrei der feindlichen Parteien, der Donner der Geschütze und das immer bestiger werdende Gekohle und Wüthen des Sturmes und der Wasser.

Blüthlich schien es den mutigen Hanseaten, als kypften zahlreiche Jerschichter über die Wogen des Nordsees einher. Eine unsägliche Verwirrung entstand. Auf allen Bedecken vernahm man den Schreckenruf: „Der Feind ist da!“ Der heraufkommende Morgen beleuchtet ein jammervolles Bild. Die hanseatische Flotte war von Norden her von einer großen Zahl Piratenschiffe überfallen worden, welche sich in der West von sieben der größten hanseatischen Flagggeschiffe gesetzt hatten und mit diesen rasch davonsegelten. Laut tönten die Kanonen der gefangenen Matrosen über die Wasserläche. Das Admiralschiff wurde ebenfalls von einer Flotte Piraten erstickt, aber das Schwert Johannes Wittenborgs sauste auf die Köpfe der Gendern nieder und seine treuen Hanseaten schlugen sich mörderisch. Die Mehrzahl der Seeräuber entfloß auf ihre Schiffe. Noch größer wurde die Verwirrung, als jetzt die Besatzung Helsingborgs hervorströmte. Rasch wurden die Segel aufgerollt, und die Schiffe der Hanse suchten das Weite zu gewinnen. Doch wieder wurden sie bedrängt von den feindlichen Schiffen, welche ihnen den Weg verlegten.

Noch fünf der bedeutendsten Holze und mehrere kleinere Fahrzeuge wurden geentert. Nur mit Mühe entging Wittenborg der Gefangenschaft.

Als endlich Lübeck erreicht war, richteten sich drohende Blicke auf die ankommenden Schiffe. Unwillige Gornige Reden erfüllten die Luft. Wittenborg wurde verhaftet. Die tobende Menge brach in den Ruf aus: „So soll es allen Vereckern gehen! Auf die Nichtst!

Ueber den Unglücklichen wurde Gericht gehalten. Aufpost hatten seine Freunde klar gelegt, daß die Schuld dem wortbrüchigen Schwedenkönig Holon beizumessen sei, Wittenborg selbst verteidigte sich in einer feurigen Rede und schloß mit folgenden Worten: „Ich habe an mir erfahren, daß irren menschlich ist, da ich an Schwedens Treue glaubte. Das war ein Fehler, doch kein Verbrechen, und dies bedenket.“ Ein Mäurer ging durch den Rathssaal. Zwei Diener brachten die Stimurne und verteilten die weißen und schwarzen Kugeln. Noch wurde mit der Abstimmung eine halbe Stunde gewartet, da einer der Rathsherren, Goswin Steen, feste. Endlich trat er ein. Er hörte die Rathsmglieder ruhig an und meinte, daß es ihm lieber wäre, wenn er der Abstimmung entzogen würde. Doch der neue Bürgermeister Wardenborg entgegnete, der Urtheilspruch wäre nur gütlich, wenn alle Mitglieder des Rathes ihre Stimmen abgaben. Unmuthig griff Steen in die Urne, erlosch sehr auffällig eine schwarze Kugel und ließ sie bedäunend niederfallen. Die Kugeln wurden überzählt und es fanden sich siebenzehn weiße und achtzehn schwarze.

Damit war das Schuldig über Wittenborg ausgesprochen. Die Kugel Steens war sein Todesurtheil. Noch an demselben Abend erhob sich auf Lübeds Marktplatz das schwarze unheimliche Gerüst. Am nächsten Tage, kurz vor Sonnenuntergang begann der Verurtheilte seinen letzten Gang. In allen Straßen wogte eine erregte Menge. Das Armenlinderglöckchen tönte so lange bis der Trauerzug die Kirchhölle erreicht hatte. — Goswin Steen ging gebrochen in seiner Wohnung unter, o wie bereute er seine gestrige Voreiligkeit! Er öffnete ein Fenster und sah hinaus. Vor Neuen rief ihn der schrille Ton des Armenlinderglöckchens aus seinen Träumen. Er wußte, das jest Wittenborgs Haupt in den Sand gerollt war.



Johannes Wittenborgs letzte Augenblicke.

(Aus „Brüder der Hanse“, Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn.)

st! Er wußte, das jest Wittenborgs Haupt in den Sand gerollt war.

„Was nun?“

(Mit Illustration.)

Wie ersticklich, hat der Künstler, welcher uns dies Bild gelidnete, einen Mann in einer verzweifelten Situation darstellen wollen. Dieser Mann ist offenbar arm im eigentlichen Sinne des Wortes: er hat im größten Elende sein Beth, die Mutter seines Kindes verloren, er ist obdachlos, krank und gebrochen. Weit entfernt, wie ein Bewußtseinsbeller auszufragen, fordert doch sein Anblick ohne nähere Erklärung zum Mitleid heraus. Weder die Stelle, an der er mit dem Ausdruck tiefen Grames steht, noch sonst eine Spalte Erde ist für ihn eine lebende Stätte, er hat weder ein Obdach für sich noch Pflege für sein Kind, Hunger und Kälte vermehren seine körperlichen Schmerzen. „Was nun?“ diese Frage tritt mit allen ihren Schrecken an ihn heran. Wohin sich

wenden? Ein arbeitender Mann läßt brav; oder wenn er zur Arbeit nicht laugt, wenn er überall mit seinen Versuchen abgewiesen worden? Die Menschen können gar hart sein solchen Elendsgestalten gegenüber. Soll er betteln? Ein bettelnder Mann ist eine mehr abstoßende, als zur Theilnahme anregende Erscheinung; und da kommt auch in der Regel alsbald die rigende Gewalt der öffentlichen Ordnung und greift den Bettler als schweren Missethäter. Am glänzigsten Falle weiß man ihn in's Krankenhaus, thut sein Kind in's Armenhaus; dann aber wird er die scharfe Forderung gestellt: Arbeit, erwerb dich und dein Kind, oder du wirst in's Zwangsarbeitshaus wandern. Wohl dem Menschen, der nie vor das unerbittliche „Was nun?“ gestellt wird!



„Was nun?“ Originalzeichnung von E. K. Eiska.

Meines Lebens Roman.

Von M. von Eschen.

(Fortsetzung.)



it schmerzlich bewegtem, aber doch fest entschlossenem Herzen ließ ich Lantchen auf Ludgate Hill Station aus meinen Armen, wo sie den Zug bestieg, der nach Dover ging. Die herzlichsten Grüße an die Meinen nahm sie mit, ebenso was ich von meiner Cassa entbehren konnte, Gaben der Liebe für Jene zu ersehen; eine kleine Anzahlung, auf die erneuten Versicherungen des herrlichen Lebens, das wir Alle zusammen dereinst noch führen wollten, wenn Fräulein Waldou die Primadonna geworden, der Ruhm und Gold zu Füßen lag.

Beihntes Kapitel.

Wie hat man nicht schon das Leben genannt! Eine Prüfung, eine Vorbereitung für den Himmel, eine Schule, eine Arbeit, einen Kampf, je nach dem Geiste, welcher in dem Einzelnen das Auge belebt, mit dem er schaut.

Unsere Zeit mit ihrem Eisenbahntempo auf jedem Gebiet, dem Suchen nach Wahrheit, dem Streben nach Glück, der Production und der Concurrenz, dem Individualismus und seinem Recht, aber auch seiner Rücksichtslosigkeit und seinem Egoismus, trägt das Zeichen des Kampfes um's Dasein an ihrer Stirn.

Doch in jedem Kampfe giebt es einen Waffenstillstand zwischen den feindlichen Parteien; Positionen, in denen, wenn sie genommen, der Feldherr ausruhen darf mit seiner Armee und hoffen auf den endlichen Sieg seiner gerechten Sache! — Aehnlich war es mir jetzt zu Mathe; und je weiter der „Washington“ mit seinem bunt gemischten Publikum, darunter die gleichfalls buntgemischte Gesellschaft der Italian Opera des Impresario Mr. Digsby, mich über den Ocean trug, je mehr versank, was hinter mir lag an Leid und Liebe, Enttäuschung und Schmerz, Angst und Kampf! Je höher die Wellen gingen, desto höher schlug mein Herz, dem neuen Leben zu.

Nicht wie der Gedanke, blieb mir auch das Antlitz des jungen Mannes in der Erinnerung stehen, dessen Wesen mir in den trübsten Stunden gleichsam ein Bürge geschienen für Das, was seine Lippen so heiter, so froh, so überzeugt verkündete!

Und wirklich, mein Schicksal gestaltete sich jetzt besser und besser! Zuerst empfand ich es wohlthuend, daß die Sorge um meine Existenz von mir genommen war. Daß hierin auch die des täglichen Haushaltbudgets mit einbegriffen, konnte jene Empfindung nur erhöhen. Bei den einmal üblichen Verfassungen dieser Engagements sorgt der Impresario auch für das leibliche Wohl seiner Truppe oder Sklaven, und ich lebte darum nach dieser Seite hin sorglos, wie im Märchen von einem Fischchen dem Dsch, das, der Wahrheit die Ehre, nichts zu wünschen übrig ließ.

Die Collegen und Collegeninnen waren weder Engel noch Teufel, sondern wirkliche warmblütige Menschen mit guten und schlechten Eigenschaften, meistens leichtlebige, unverwundlich in ihrer Laune, Alle bereit möglichst viel Geld zu machen. Da Alle für bestimmte Rollen und bestimmte Abende engagirt waren, war keiner dem Andern im Weg, und so lebten sie auch Alle — eintheilen wenigstens — auf fremdlichem Fuße, Englisch und Italienisch war die Umgangssprache.

Außerdem war der Verkehr anregend und interessant. Intim habe ich mich nur an Signora Maletti, die Coloratur- sängerin angeschlossen, die früher in Mailand war, und an Signor Vernoni, den lyrischen Tenor, der eben seine ersten Vorbeeren am Covent Garden Theatre in London zu pflücken begonnen; obwohl ich mit diesem nicht so viel zu singen hatte als mit Mr. Havre, dem Helben. Dieser aber nahm

mir das nicht übel und lirtete sich dafür um so inniger mit dem Bariton Signor Pedulle und seiner Frau, einer allerliebsten Schwedin, unserer Soubrette. So ließ sich das Leben recht nett an; die Hauptsache aber war, daß hier endlich meinen Wirken ein reiches Feld geboten wurde, und damit meinen Kräften und Gaben die rechte Entfaltung!

Da war weder ein Sänger, der mit seiner Caprice den Hof und durch diesen die Oper, noch ein Intendant, der aus Malice ihre Angehörigen schikanierte. Mr. Digsby war Geschäftsmann, und nur Geschäftsmann, aber einer der sein Geschäft verstand: für mich zum Glück! Ich habe seit jener Zeit nie wieder eine Einwendung gemacht, wenn man auch diesen Punkt mit den idealen Bestrebungen der Kunst verband. Um schaffen zu können, muß man auch dem Geschäft Rechnung zu tragen wissen, ohne welches jenes brach liegt.

Mr. Digsby bemerkte gar schnell den guten Eindruck meiner Norma, Valentine, Donna Anna und Gräfin, Lucrezia und Favoritin, Leonore, meines Romeo u. bei dem Publikum, ja er merkte noch mehr: daß ich mich nach und nach zum Lockvogel seiner Oper entwickelte. Er war höflich und artig gegen mich, wie die Collegen, welche nun auch die tedesca künstlerisch zu respectiren sich mehr und mehr befeiligten. Mr. Digsby war aber auch gut und freundschaftlich zu mir; wußte er doch daß ich ihn niemals durch Laune oder Intrigue in Verlegenheit oder Schaben brachte, gefällig einsprang, wenn mal hier und da die Eine oder die Andere, gleichviel warum, sich indisponirt meldete. Song ich doch nur zu gern! Fast ward es zu viel, da ich unter solchen Verhältnissen auch viel üben, neu einstudiren mußte; doch es ging. Auch meine Stimme hielt aus. War doch jede andere Sorge von mir genommen; störte mich doch weder der Liebe Lust noch der Liebe Leid; hatte ich doch jede Furcht vor einem Feinde vergessen; begrüßte doch das Publikum mein Erscheinen mit rauschender Freude; die Kritik mit wohlwollen- dem Beifall!

Mit dem Schluß der season war auch mein Engagement an dieser Italian Opera zu Ende; Mr. Digsby legte mir einen neuen Contract mit 10 000 Dollars Gage auf fernere 5 Jahre vor. Ich hatte mittlerweile auch die letzten Merkmale einer Anfängerin vollständig überunden, und da ich mich bestellte von den gut geschulten italienischen Collegen in der Cantilene, dem portamento, dem pianissimo und retenuto zu profitiren, ohne jedoch die Unarten der weniger gut geschulten, die Uebertreibungen, vor Allem auch das tremolo mir anzueignen, so hatte ich tüchtige Fortschritte im Singen gemacht und darf wohl sagen, war auf dem besten Weg zur Primadonna — und da mir der neue Contract gleichfalls jenen Weg zu ebnen schien, so besann ich mich nicht lange. Der Impresario durfte Fräulein Waldou als erste dramatische Sängerin seines neubegründeten Opernpersonales verkünden.

Wir wanderten nun wechselnd von New-York nach Boston, Chicago, Baltimore, Philadelphia, Cincinnati, Washington und wieder zur Metropole zurück; später nach Paris; zuletzt nach Wien und London.

Ein weites Stück von Gottes großer, schöner Welt zog an mir vorüber: was hätte ich Alles gesehen, lernen können in dem mannigfachen Wechsel von Menschen und Scenerien! Doch ich war weder ein Geo- noch ein Ethnograph; auch kein Psycholog und kein Vergnügungssreisender; ich war nur eine Sängerin, gebunden an den Contract; ein Mädchen, welches die Kunst zu ihrer Arbeit, als ihr Glück und für ihre Existenz erwählt und sich verpflichtet fühlte, ihre Kraft und ihre Zeit zuerst in deren Dienst zu stellen, sich zu begnügen mit Dem, was davon für Anderes übrig blieb.

In die Details jener Jahre einzugehen, würde Bände füllen. Darum gebe ich nur ein Resumé. Vollen- und Schattenlos waren sie nicht, dennoch war ich glücklich!

Mr. Digsby zahlte mir meine Gage nicht unsonst, er beschäftigte mich viel. Außerdem war ich, wie früher, gefällig gegen ihn, gegen meine Collegen, gegen das Publikum, wenn es mich in Concerten, Soireen feierte. Hier für ein über das vorherbestimmte Repertoire gefangenes Lied eine nachträgliche Rechnung einzuschiden, was man von einer meiner größten Colleginnen erzählt, wäre mir nicht in den Sinn gekommen. So hieß es immer wieder von Neuem lernen, fleißig sein, zumal es auch stets neue Particlen zu schaffen gab. Ich hatte z. B. im ersten dieser Wanderjahre die Margarethe (Faust), die Selita (Africamerica), die Katharina (Nordstern) absolviert, Wagners Elisabeth und Elsa für später versprochen. Wir machten damals viel in Vellini, Donizetti, Rossini, Meyerbeer und Gounod. Wagner zog erst am musikalischen Kunsthimmel, wenigstens unserer Italian Opera heraus, während viele andere Componisten wenig oder gar nicht bei uns cultivirt wurden, hiermit viele meiner einstudirten Rollen brach lagen. So war z. B. Beethoven, Halevy, Marschner, dessen erste düstere Romantik wohl nur in Deutschland mit empfunden wird, auch Glück und Spöhe nicht bei uns vertreten; Weber, bei dem die leichte wonnige Melodie erfließt, was an seiner Romantik z. B. im Robin des bois — als solcher existirt der Freischütz in Paris — den Franzosen immer unverstänlich bleiben wird, nur mit seinem musikalisch bestrickenden Oberon; während eine heilige Scheu vor seiner Carthage, die erste der großen stilvollen dramatischen Opern in Deutschland, unter dem Personal meiner Gesellschaft herrschte. Nur Mozart, den wir den unseren nennen; mit Recht, obgleich man ihn in einem gewissen Sinn auch — namentlich in Don Giovanni, la nozze di Figaro, — den größten Italiener nennen kann, behauptete in der Italian Opera unter seinen internationalen Brüdern einen ehrenvollen Platz. Gehört er doch, wie all die glücklich und harmonisch entwickelten Genies, dem unversehrten Publikum und wird, wie diese, überall verstanden und geliebt.

O ja, es war anstrengend all diese Zeit! Denn ob ich manchmal gern geruht, oder mich anderweitig erholt und zerstreut hätte: ich mußte schaffen, arbeiten, und das überwand auch wieder die Müdigkeit, die Lust nach Abwechslung, manche Entbehrung und manche Opfer, welche die konstante Ueberwachung der Gesundheit einer Sängerin erfordert, denn ich war glücklich in jenem!

In Intriguen, Verräthen, Neidereien fehlte es auch diesmal nicht; doch wenn auch immer eine neue Rolle, ein brillanter Erfolg einen casus belli zwischen mir und den Colleginnen heraufbeschwor: Mr. Digsby hatte mich kennen und schätzen gelernt: er stand zu mir bei jedem Angriff. Das berühmte und berühmte interet personel des Helvetius ist auch ein Kitt, unter Umständen nicht weniger haltbar als das Blut der russischen Kreuzbrüder oder die Liebe, die legitime der Familie wie die freie der wahlverwandten Seelen! Wir wurden gut zusammen fertig; peinlich unangenehm war mir nur, wenn er, um mir einen pikanten Reiz in den Augen des Publikums zu setzen, Details aus meinem Privatleben aufstieß, die freilich meinen Frauenruf nicht antasteten, manchmal aber recht unglücklich klangen. Das gehört mit zum Geschäft, entschuldigte er sich meinen Vorwürfen gegenüber. Und da wir, zuerst wenigstens, in dem Lande wanderten, das die Reclame erfinden hat, und einer Zeit angehörten, welche diese überall adoptirt, ich außerdem wohlverworfenes Eigenthum meines Impresario war, so begnügte ich mich mit nur mündlichen Einwendungen gegen seine Ausschreitungen, und wenn's eben zu spät war, hängte ich meinen Unmuth an den Hasen, den es nun einmal überall giebt. Außerdem durfte ich mir mit objectu-

güter Selbstkritik, ohne Ueberhebung, aber auch ohne falsche Bescheidenheit sagen, daß mein ernstliches, redliches, unausgesetztes Streben nach Vollendung wohl die Quationen verdiente, die mit wo ich erschien zu Theil wurden, und daß auch die Gaben, die mir Gott verliehen, wohl die Welt zu erfreuen vermochten.

Nebenher gab es freilich wieder manche Demüthigung und Kränkung für die Sängerin, wie gefeiert sie auch war. So auch die Vorurtheile der früheren Zeit längst geschwunden, wo z. B. in England die leidene Schur eine Sonntag noch von den Lords und Ladies in den Privat-Soireen der englischen Aristokratie trennte, bis auf ihr heutiges Maß, das, was man auch sagt, nicht überall ein Nichts ist, so waren sie es doch noch lange damals nicht, wie sie es heute sind. Gar manche Lady oder grande dame ließ mich fühlen, daß nur mein Gesang und ihre Honorar mir den Eintritt in die Gesellschaft gestatteten. Gar manch ein Cavalier trat mich entgegen im Stil des grand seigneur, galant, frei, anspruchsvoll wie Koenig, aber im Stil des snob und swoll, des parvenu, plump, prahlerisch, unverschämt, wie einer Dame, welche unter die zugängliche Klasse gehört, unter welche diese Herren in ihrer mehr als mittelalterlichen Bildung die Mitglieder der Bühne gewöhnlich zu rechnen pflegen.

Nun, ich hatte mit meinem heißblütigen, leicht empfänglichen Herzen gelernt, dem Zauber liebenswürdig schöner Persönlichkeit zu widerstehen und trotz meiner Neigung für Feruade und Glanz des Lebens, etwas Höheres zu erkennen als Luxus und Pracht; ich lernte auch trotz meinem stolz aristokratischen Sinn, Demüthigungen friedfertig ertragen, und trotz meinem leidenschaftlich ungezügelter Temperament, Unverschämtheiten stolz, kalt und ruhig zurückweisen.

Darum noch einmal: wolken- und schattenlos war die Sängerinnenexistenz nicht, doch ich konnte mich ausleben mit meinen Gaben, mit meinen Kräften, mit meinen Neigungen; ich war glücklich! Mich verlangte nach nichts Anderem!

Wir waren in London, dem letzten Ziel unseres Wunderprogrammes, die Saison am Ende und die Italian Opera des Mr. Digsby in der Auflösung begriffen; auch meine Zeit war um. Der Impresario, welcher, nachdem er die amerikanischen Dollars, die französischen Louis, die österrichischen Gulden und die englischen Guineen gefollet, Appetit nach abermals anderer Münze bekommen, namentlich nach russischen Rubeln, legte mir einen neuen Contract vor: Concert-Tournee durch Belgien und Holland, Oper in Petersburg, mit diesmal höchst brillanten Bedingungen. Ich hatte doch mein Ziel erreicht, ich war nun Primadonna geworden, mit Ruhm und mit Gold! Nur hatte Beides auf dem Wege bis hierher Vieles von seiner früheren Macht über meine Seele eingebüßt, für meine Augen eine andere Färbung gewonnen! So stand ich denn diesem neuen Engagement gegenüber wie Hercules am Scheidewege.

Hatte ich auch in das Weite gestrebt, so war diese Weite in dem Denken und Streben eines im kleinen Staate erwachsenen Mädchens wohl kaum weiter gewesen als „so weit die deutsche Zunge klingt“; war es mir gut gegangen in der Fremde, besser als in der Heimat, so sehnste ich mich doch zurück in diese, nach unserer deutschen Oper, nach deutscher Art und Weise in der Kunst. Es schien mir ruhmvoller auch, einem stetigen Publikum mit deutscher Bildung und deutschem Verständniß auf die Dauer zu genügen, mit immer neuem Interesse den wechselnden Gestalten eines guten Repertoires einer ständigen Bühne zu geben, als im Vorüberziehen die weite Welt da draußen, damals im Ganzen noch mehr als heute in der Kunst zurück, durch einzelne Paraderollen zu berühren und zu blenden.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Wolf.

Eine Geschichte aus Polen von Helmut Ruse.

(Schluß.)

Im Hause des Försters lebte noch ein Knabe, Alexander mit Namen; über seiner Herkunft und seinem Geburtsorte schwebte ein tiefes und durchdringliches Dunkel. Antoni schmeig darüber harmlos. Der Knabe war bleich und hatte röthliches blondes Haar, tief eingefallene Augen und ein plattes Mägen. Seine Garderobe bestand nur aus einem groben, umgebleichten Hemde, weiten Hosen und Kniekrämpfen ohne Fäßlinge. Ein Ende dicken Bindfadens vertrat die Stelle der Hosenträger, weshalb auch das Gleichgewicht bei den Hosenbeinen nicht herauskommen wollte. Von Mägen und Schuhen war selbstverständlich keine Rede; er hatte zwar derartige Sachen schon bei Anderen bemerkt, aber er selbst sollte sich eines derartigen Luxus nicht erfreuen. Er lebte nur im Walde, kletterte auf die höchsten Bäume, schaukelte sich auf alten Ästen und Zwergen und wälzte sich im Moos. Er wuchs in der That auf wie ein Baum des Waldes.

Frau Olwida ließ den armen Jungen schwer arbeiten, ohne dafür ein freundliches Wort ihm zu gönnen. Sie schimpfte ihn immer „Gahnenvogel“, verbot ihm lässig ihm das Leder und schloß ihn in den Kuhstall ein. Alexander schrie und brüllte, daß es im ganzen Walde wiederhallte. Vater er endlich sich müde gewandt, dann schloß er ein und schlief sanft und ruhig, bis man ihn weckte und aus seinem Kerker entließ.

Der Hund war schon zu alt, so daß der Knabe an ihm keinen Freund hatte. Im Hause gab es überhaupt nicht eine Seele, welche ihn verstand. Wie freute sich daher Alexander, als der Wolf ankam! Zwischen dem sonstigen Knaben und dem zahmen Wolfe bahnte sich leicht eine Bekanntschaft an, welche nach kurzer Zeit zu großer Freundschaft sich steigerte.

Antel und Alexander befreundeten sich bald; der Knabe fütterte den Wolf und sorgte mit einer Zärtlichkeit für ihn, welcher selbst ein Tiger nicht hätte widerstehen können.

Frau Olwida ging ruhig ihrer Arbeit nach, Antoni hielt Umschau unter den Böhmern des Landes, und Antel lag während dieser Zeit an der Kette und Alexander leistete dem Thiere Gesellschaft.

In Borecha war es zur Herbstzeit idemals angenehm, es regnete viel und die ganze Gegend stand jetzt unter Wasser. Alexander machte dem Wolfe eine Bude, legte welches Heu hinein und brachte Fleisch aus dem nahen Dorfe. Die Regenzeit ging vorüber, es kamen kalte Tage. Eines Morgens mußte der Knabe, welcher noch immer den nächtlichen Anzug trug, aus dem benachbarten Z. Lebensmittel für seinen Pflegevater besorgen; erst am späten Abend kehrte er ältend und ganz blau gefroren zurück. Frau Olwida empfing ihn leidend und schreiend und prügelte das arme Kind wegen seines langen Ausbleibens unmenslich und grausam durch, wie niemals zuvor. Der Junge weinte bitterlich — einen Stein hätte es rühren mögen — er brachte dem Wolfe das Abendbrot, schmiegte sich eng an das Thier, als wollte er demselben sein Leid klagen, froh später, da es empfindlich kalt war, in die Bude hinein und schlief bald ein.

Nach Mitternacht kam Herr Grabowski nach Hause. Frau Olwida öffnete ihm und überschüttete ihn mit einer ganzen Fluth von Schmähsreden, weil er sich so lange herumgetrieben habe. Sie kimmerte sich niemals darum, wo Alexander schlief; gewöhnlich schlug der arme Junge im Kuhstall sein nächtliches Lager auf. Als Antoni heimkehrte, wollte die Haushälterin ihn wecken, damit er das Pferd ausspanne und in den Stall führe, auch Feuer anmache und Thiere füttere. Weis sie konnte ihn nirgends finden, und alles Klaffen und Schreien blieb ohne Erfolg. Unterdessen lag der arme kleine Alexander im stärksten Fieber in der Bude neben dem zahmen Wolfe.

Am anderen Tage sagte Antoni zu der Haushälterin:

„Nur ein einmal den Jungen; ich will ihm einen neuen Anzug, ein paar Stiefel und eine Mütze geben. Es wird kalt, der Alexander könnte sich ernstlich erkälten. Eigentlich hätte ich schon früher daran denken sollen.“

Frau Olwida antwortete bissig:

„Was, einem solchen Kragen, Thunichigut und Herumtreiber noch Staat anschaffen? Das sollte mir gerade. Der nichtswürdige Bengel hat sich die vergangene Nacht wieder herumgetrieben, und ich mußte das Pferd selbst besorgen.“

„Wie, was?“ rief Antoni erschreckt.

„Alexander war in der Nacht nicht zu Hause? Da hat er sich gewiß im Walde verirrt und man muß ihn suchen.“

„Ach Unstun!“ entschied Frau Olwida. „Ich habe den Schlingel ordentlich in's Gebet genommen, weil er vom frühen Morgen bis in

die tiefe Nacht in Z. sich herumgetrieben hatte. Jetzt hat er wahrscheinlich aus Angst sich verstreut. Warte, ich werde Dir's schon anstreichen. Man hat ja von einem solchen Lumpen nicht die geringste Hilfe im Hause.“

Wider seine sonstige Gewohnheit ging Herr Antoni Grabowski heute nicht aus. Er trank Kaffee, rauchte ein paar Pfeifen, schrieb einige Liebesbriefe, spielte Guitare und sang eine Arie dazu und trat schließlich in den Garten. Da dachte er auf einmal an den Wolf und beschloß, denselben zu besuchen. Als er in die Nähe der Wolfsbude kam, vernahm er ein leises Stöhnen. Erschreckt beschleunigte er seine Schritte, und wie malt sein Erstaunen, als er den kleinen Alexander leblos neben dem Wolfe in der Bude liegen sah! Im ersten Augenblicke dachte er, der Antel habe den Knaben getödtet.

Der Wolf fauerte laut und grimmig, als man den Jungen an der Bude iban nahm. Das arme Kind lag im schrecklichsten Fieber und sein Körper glühte heiß. Am dritten Tage war Alexander bereits eine Leiche; er starb gerade in den Augenblicke, als Herr Antoni es für nöthig hielt, den Vater zu dem Kranken zu rufen. Kalt und starr, mager und bleich lag der unglückliche Junge da. Jetzt, da er todt war, erhielt er neues Heud und einen neuen Anzug. Aber Niemand weinte ihm eine Thräne nach.

Armer Alexander! Er kannte nicht die Liebe und die Zärtlichkeit einer Mutter, kein Vater erkaltete ihm gute Lehren, ja Niemand wollte sich als seinen Vater erkennen. Der Wolf allein vernahm den kleinen Alexander und rannte unruhig um seine Bude. Zum ersten Mal hatte das Herz des Kindes in Liebe geschlagen, in Liebe für ein Thier, und dieses Thier war das erste irdische Wesen, welches eng und zärtlich an ihn sich anlehnte, ihn erwärmte und nunmehr ihm vernahm.

Der Todtengräber erschien mit dem kleinen Sarge und legte kalt und gefühllos die Leiche hinein, es war ja sein Geschäft. Dann schlug er den Sarg mit Nägeln zu, trug ihn auf den Schultern nach dem Friedhof und verfenkte ihn in die Erde. Arme Leute bekommen kein Denkmal von Holz, Stein oder Marmor; sie haben auch keine Grabrede nöthig. Trophäen ist ihre Biographie oftmals eine schöne.

Nach einigen Tagen riß sich Antel von der Kette los und lief in den Wald, um seinen jungen Freund zu suchen, und als er nirgends ihn fand, kehrte er traurig nach der Försterei zurück. Wolf noch lange wartete er hier auf die Rückkehr seines lieben Gefährten, allein Alexander war nicht mehr. Frau Olwida ließ den Wolf erbarungslos hungern, obwohl der Wabdherr täglich Fleisch für das Thier brachte.

Eines Morgens machte sich Antel wieder auf den Weg und lief durch den Wald in das Dorf. Hier rannte er auf den Hof des mit befreundeten Antonow. Der Besitzer kannte meinen Wolf und fütterte ihn reichlich. Am folgenden Tage stellte er sich genau um die nächtliche Zeit ein und wurde abermals freundlich aufgenommen. Von jetzt an besuchte er Lubowicz Tag für Tag.

Mein oftmals war der Herr nicht zu Hause, und die Diensthoden trieben mit Mistgabeln und langen Stangen den Wolf vom Hofe. So geschah es auch an einem kalten Wintertage. Hungerig und niedergedrückt ging der Wolf durch die Dorfstraße, um nach der einsamen Försterei zurückzukehren. Es wüthete ein starker Sturm, und der Schnee fiel in dichten Flocken. Hühner und Gänser waren sorgsam geschlossen, Niemand ließ den Wolf ein. Was lag daran, wenn er vor Hunger freipierte? Macht man es mit den Menschen heutzutage besser?

Am Ende der Dorfstraße kam dem Wolfe ein Schwein entgegen und blieb ungefähr drei Schritte von ihm stehen. Das Schwein grunzte, der Wolf schweig. Das Schwein trat zur Seite, als wollte es dem Wolfe Platz machen. Aber jetzt vertrat Antel dem Schweine den Weg, stürzte auf dasselbe los und zerß es. Das Schwein ließ einen mark- und beinurchdringenden Welp- und Hirschruf aus. Der Eigentümer des Thieres kam aus dem Hause, und als er den Wolf erblickte, lief er in's Dorf, klopfte an alle Hütten und schrie aus Leibesträften:

„Wölfe, Wölfe, Wölfe!“

Die Bauern kügzten, mit Heugabeln, Feuerzangen und Stangen bewaffnet aus ihren Wohnungen und riefen:

„Wo sind die Wölfe?“

Da drang das Köpfchen des Schweines an ihr Ohr. Sie liefen hinzu, erblickten den Wolf und schlugen ihn todt. Antel sah sie kommen und wehrte sich nicht und ließ auch nicht fort; er war unter den Menschen aufgewachsen, hatte sich an die Menschen gewöhnt und ging unter den Menschen zu Grunde. Er ging zu Grunde, weil er hungrig war und seinen Hunger stillen wollte.

Gustav Freytag, der Siebziger.

(1841 Fortsetz.)

Am 13. Juli erfüllt Gustav Freytag sein siebenzigstes Lebensjahr. Die hohe Bedeutung dieses Mannes als dramatischer Dichter, als Roman- und Geschichtsschreiber kennt in Deutschland jeder gebildete Mensch. Da man nun, wie bei allen Culturvölkern, so auch in Deutschland gewohnt ist, gewisse Lebensabtheilungen der hervorragenden Männer, z. B. den Eintritt in ein hohes Alter festlich zu feiern, so lag der Gedanke sehr nahe, auch dem Dichter Freytag für seinen Ehrenstag Eruationen zu breiten, und dieser Gedanke wäre wohl allgemein zur That geworden, wird dieselbe auch unter den obwaltenden Umständen in einzelnen Kreisen zur That werden.

Jahob hat sich der „Jubililar“ selbst in der Presse über seine persönliche Auffassung des 70. Geburtstages geäußert und so ist es Pflicht der Presse, diese persönliche Auffassung als eine berechnete Forderung, quasi als ein Gebot zu ehren und weiter bekannt zu machen. Die Erklärung Gustav Freytags richtet sich in Form einer Antwort gegen die Anregung der Kölnischen Zeitung in folgender Weise:

„Vorbereiteter Herr! In Nr. 133, Erstes Blatt, Ihrer Zeitung erweisen Sie mir die Ehre, an meinen bevorstehenden siebenzigsten Geburtstag zu erinnern und dabei die Angemessenheit einer Festschrift wohlwollend zu betonen. Da ich dabei als Object beethelligt bin, möchte auch ich eine Ansicht aussprechen, und da Ihr Artikel einen dramatischen Charakter des Lustspiels „Die Journalisten“ erwähnt, so erbitte ich die Erlaubniß, mich in der Weise des Comed Volz zu äußern.

„Und ich frage kummervoll: Liebe Herren, was brauen Sie mir da für eine Bowle?

Ist das die Folge der „Journalisten“ und meiner anderen Schreiberei, daß Sie zuletzt mich selbst als Obersten a. D. behandeln, mir ein Fest redigiren, und Briefe, Gedichte, Adressen und Deputationen in das Haus leiten? Das sigen wir von der Presse einmal mit guter Laune anderen Ehrenbürgern zu, aber doch nicht uns untereinander!

„Was sollen unsere lieben Deutschen sonst noch Wohlthunendes für den erwähnten Tag erfinden? Sollen Sie etwa gar Geld sammeln? Dagegen müßte ich erklären wie der arme Schmod, nur mit bestem Grunde, ich habe Alles in Ordnung, Noth und Stiefel, ich habe so viel Geld in der Tasche, als ich für mich und die Meinigen irgend brauche, ich mag gar nicht mehr haben, und bin für keine Art von Dotation, Adenklung, Ehrenpende ein geeigneter Gegenstand. — Aber eine kleine Sammlung zu wohlthätigem Zwecke, die dem Jubilair festlich übergeben wird, damit er sie nach Ermessen verwende? — Dies ist das allerwürthigste Vergnügen für sämtliche Theilnehmer, und ich protestire festlich dagegen. Die, welche zu Beiträgen herangezogen worden, haben immer die Empfindung, daß sie für Den etwas Gutes thun, in dessen Namen gesammelt wird; wer dagegen die Vergütung über solche Sammlung erhält, der hat nur die Noth und Sorge, wo er sie verwenden soll. Denn es ist viel leichter, eine Summe Geldes zusammen zu dirigiren, als das Gesammelte auf die Dauer wohlthunend für Andere anzulegen. Dergleichen ist ein einziges Mal bei einer großen Gelegenheit mit den Kaisergrößen glänzend in Scene gesetzt worden, alle folgenden Wiederholungen haben Enttäuschung, Verlegenheit und Mißstimmung zur Folge gehabt, und es ist zu wünschen, daß solches Sammeln zu

einem guten Zweck, der noch Niemandem Har ist, überhaupt nicht wieder versucht werde. — Dann also ein hübsches Kräftchen, vielleicht ein irgend einem Still, öffentlich, passivisch oder bevozt? Ich danke artig im Voraus. Solches Prachtstück wird einiger Wohlthäter, dann unter Hülfe und Kapfel irgendwem gestiftet, und lautet als eine unablässige Sorge wegen des Staates, des Reichs und der Menschen. Wenn ich an die vielen gefährlichen Capitulisten denke, die von Meinen getrieben sind, wenn ich die Beisehauerer ansehe, welche theils über einander liegen, und die kühnen Eberthysen, deren nur wenig fehlt, um wirklich brauchbar zu sein, so kann mir ein Schreden vor all diesen Rippeln, welche sich um ein Reichthumselbst aufstellen, und ich heute mir, der größte Fortschritt unserer Zukunft wird sein, daß unter Wohlthunenden verleben lernen, wie wenig all dieser hübsche Kräftchen für die Welt und Leben bedeutet. — Was bleibt also zuletzt noch übrig zu erfindender Festschrift? Das ist die deutsche Festschrift mit Tacten und Liedern. Aber wenn unser Herr und Bürgerrecht und im Festliche hübsche Kräftchen ist, so müssen wir den der Feder ja im Voraus ganz genau, was er legen wird, und was wir hochachtungsvoll und mit unerschütterlicher Achtung zu antworten haben. Auch welche Ausprägung kommt bei solcher Vergrößerung fast unermesslich in Preisen. Und ich habe zumellen die lange Festschrift, daß wir denselbe seit 20 Jahren nach dieser Richtung nicht zu viel thun, und daß diese unerschütterliche Tacten und Festschrift keine gute Vergütung für die Dauer unserer Wohlthunenden ist. — Demum bitte ich herzlich,

mich an dem genannten Tage meinen Gedanken zu überlassen, meine Angehörigen, den persönlichen Freunden, welche mit der Geduld nach erhalten hat, und den Ansehn meines Gartens, welche schon im frühen Morgen im schwarzen Rock den Festtag anzugestrichen gewillt sind.

„Und jetzt mit Würde zum Schluss. Wenn ein geheimer Kreis von politischen Genüßgenossen, wenn eine Stadt oder wenn die ganze Nation solchen Männern, welche im Verber des öffentlichen Lebens, im Staat, vielleicht im Kampf mit einer feindlichen Welt beide Interessen vertreten haben, an Gedanktagen ihres Lebens öffentliche Beweise der Dankbarkeit und Anhänglichkeit giebt, so ist das ganz in der Ordnung, und dann kann es wohl einmal eine hohe und schöne Festschrift geben. Anders steht der Schriftsteller, zumal der Dichter. Schon die Besess des dramatischen Dichters gehört nicht vor die Lampen. Der weltliche durch seine Vuhder den Antheil und die Freundschaft der Vter gewonnen hat, der genickt den Borzug, vielen ein Hausfreund geworden zu sein. Wenn die Eltern dem jungen Geschlecht seine Werke in die Hand legen, weil sie hoffen, daß der Inhalt, der sie beschäftigt und erziehen hat, auch den Epitern zum Heile gereichen werde, so ist dieses Vertrauen der beste Lohn des Schaffenden, und wenn solche Freunde seiner Arbeit in der Stille seiner selbst herzlich gedenken, so ist dies für ihn der schönste Festtag, der nicht an einem Tage hängt, sondern der ihm alle Tage des Jahres weihen kann. Daß mir das Glück geworden ist, in dieser Weise mit meinem Volke verbunden zu sein, das ist meine höchste Ehre und der Stolz, den ich auch zu meinem siebenzigsten Geburtstag, wenn



Gustav Freytag

mir vergönnt wird ihn zu erleben, mit inniger Dankbarkeit gegen eine gnadenvolle Vorsehung fühlen werde."

Diese Erklärung, launig, aber doch sehr entschieden ablehnend, ist vollkommen begründet und verständlich für jeden Erfahrenen. Gätte sie Freitag in jüngeren Jahren abgegeben, so würde sie vielleicht hier und da Zweifel an ihrem vollen Ernst und Bewunderung erregen; aber im hohen Alter von siebzig Jahren haben sich die Lebensanschauungen des Menschen geändert, er liebt es, in sich selbst einzufahren, und wenn er auch nicht gleichgültig oder ohne Hoffnung auf kommende Tage blickt, so hat ihn das Leben selbst doch gelehrt, den richtigen Maßstab anzulegen an den Anteil, den ihm sein Alter vernünftiger Weise noch beschereken kann.

Hier tritt dem ersten Betrachter unwillkürlich die Erinnerung an einen erst unlängst Gefeierten und nun dem irdischen Leben Geschiedenen vor Augen: an Victor von Scheffel. Während alle Kreise der Nation zur Feier seines sechzigsten Geburtstages freudig und jubelnd ihre Glückwünsche äußerten und aus allen Gauen Zeichen der Liebe und Verehrung dem Dichter zuströmten, weil die Weltgenossen eine Ahnung über das wirkliche Bestehen des Dichters hatten, lag dieser, ein gebrodener Mann, in Heidelberg auf dem Schmerzensbett und hatte den schweren Kampf mit dem grauen Verichter schon begonnen.

Gustav Freitag ist, wenn auch, wie sich einst Scheffel ausdrückte, ein müder Mann, glücklicher Weise nicht von argen Leiden heimgesucht wie sein Strebensgenosse Scheffel, aber es läßt sich ihm tief nachempfinden, daß er nicht von einer Massenfeyer umkrant sein will.

Uebrigens ist Gustav Freitag seit Menschengedenken eine exklusive, vornehmlich sich zurückhaltende Natur gewesen. In dem Bewußtsein, daß er eine Reihe gelungener, einschlagender Werke geschaffen, daß die Nation sich an diesen geistigen Schöpfungen erfreute, die ihm selbst eine gute Rente brachten und auch seinen Verleger Hitzel zum vielbescheidenen Geschäftsmann machten, lebte der Dichter, fern von allem rauschenden Treiben der Menge, still begnügt im engen Kreise seiner Angehörigen und seiner vertrauten Freunde. Und diese Neigung für ruhige Abgeschlossenheit hatte Gustav Freitag von jeher mit fast allen bedeutenden Dichtern gemeinsam. Das Glück, welches ihn begünstigte, trieb ihn nicht in's geräuschvolle Leben, sondern verhielt nur mehr sein ruhig schaffendes Dasein. Er konnte unter Umständen schroff werden, wenn man ihm mit entgegengefügten Auffassungen störend kam. Ohne Zweifel wird der zum einmühsigsten Male wiederkehrende Tag seiner Geburt dem Gefeierten manches Unvermeidliche und Hochgehende bringen, was ihm innere Erregung nicht erspart, aber der großen Menge seiner Verehrer steht es nur zu, ihm mittelbar Glückwünsche auszusprechen und sich Betrachtungen über seinen hohen geistigen Werth hinzugeben.

Gustav Freitag ist am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien geboren; er studierte seit 1835 in Breslau und Berlin Philologie, habilitierte sich in Breslau 1839 als Privatdocent der deutschen Sprache und Literatur. Breslau besah damals eine Anzahl hervorragender treibender Kräfte in Theater und Literatur und jedenfalls ist es hier gewesen, wo der junge Decent seine Neigung für die Dramatik groß zog. Er erging sich, wie jeder Poet, anfangs in allerlei lyrischen Gedichten, die 1844 gesammelt erschienen, doch ist darauf kein hoher Werth zu legen.

Sein dramatisches Erstlingswerk ist ein historisches Lustspiel: „Die Brautfahrt, oder Kunz von der Rosen“ (1841). Bewies er auch in diesem, daß er das erforderliche Können zur Erzielung von Bühnenerfolgen besitze, so zündete doch erst sein zweites, wahrhaft bedeutendes und ihm Glück bringendes Werk: „Die Valentine“ (1846), worauf „Graf Waldemar“ (1847) und zum Dritten das köstliche Lustspiel: „Die Journalisten“ (1853) folgte.

Diese drei Werke, noch heute auf der Bühne von unverwundlicher Wirkung, begründeten G. Freytags Ruf und Ruhm als eines der bedeutendsten Dramatiker. „Die Valentine“ ist immer bei Aufführungen von schönstem Effecte, namentlich aber gehören „Die Journalisten“ zu den wenigen deutschen Lustspielen, welche diesen Namen wirklich verdienen, welche Geist und Witz — echte Komik — mit vollendeter dramatischer Form vereinen. Literarischer Werth und Bühnenerfolg gingen diesmal Hand in Hand, was befandlich nicht gar so oft der Fall ist. Häufig können literarisch bedeutsame Werke nicht zum vollen Leben auf der Bühne gelangen, wogegen oft rauschender Erfolg Bühnenstücken zu Theil wird, welche die Kritik mit Zug und Recht verwerft. Bei

den Schauspielern sind die Dramen Freytags beliebt, denn sie bieten ihnen „dankbare Rollen“; der Dichter hat seine Gestalten eben mit solcher Siederheit gezeichnet, die Charaktere so virtuos herausgearbeitet, daß es auch geringeren Talenten möglich wird, aus der Rolle etwas zu machen.

Noch ein Trauerspiel schrieb später Freitag: „Die Fabier“; ob schon dies Stück ebenfalls die großen Vorzüge des dramatischen Talentes des Dichters zeigte, hatte es doch auf der Bühne nicht den Erfolg der anderen Stücke.

Im Jahre 1845 siedelte Freitag nach Dresden über, im Jahre 1848 zog er von dort nach Leipzig, wo er mit dem bekannten Literaturhistoriker Julian Schmidt — der vor einigen Monaten in Berlin gestorben ist — die Redaction der „Grenzboten“ übernahm, die er schon in den sechziger Jahren factisch niederlegte, worauf aus den „Grenzboten“ die Zeitschrift „Im neuen Reich“ hervorging.

Inzwischen hatte der gefeierte Dichter, nachdem er 1854 herzoglich sachsen-gothaischer Hofrath geworden war, im Jahre 1855 mit „Soll und Haben“ das Gebiet des Romanes betreten. Das Buch hat an die dreißig Auflagen erlebt; kein zweiter deutscher Roman der Neuzeit darf sich ähnlicher Verbreitung rühmen. Julian Schmidt hatte dem deutschen Romane die Aufgabe zugesprochen, das deutsche Volk dort anzufinden, wo es seine Tüchtigkeit verliert, bei der Arbeit. Diesem Gedanken folgte Freitag in „Soll und Haben“, welcher die praktische Thätigkeit der bürgerlichen Welt behandelt. Es gab in Deutschland eine Zeit, in welcher es in allen halbwegs gebildeten Kreisen zum Tagesgespräch gehörte, von „Soll und Haben“ zu sprechen, selbst unter Leuten die den Roman nicht gelesen hatten.

Als zweiter Roman folgte, wenn auch nicht völlig mit dem Glücke des ersten, 1864 „Die verlorene Handschrift“, welcher Roman die geistige Thätigkeit des Gelehrten betrifft. In „Soll und Haben“ ist der Conflict der kaufmännischen Kreise mit dem Landadel, hier jener zwischen dem Gelehrtenstand und der Hofwelt Grundthema. Von den beiden ist der erste unstreitig der bedeutendere; in „Die verlorene Handschrift“ ist die Composition nicht mehr so streng aus einem Gange, und Reflexionen drängen sich ein, deren Fehlen in „Soll und Haben“ angenehm auffällt. Beide Romane sind durch sichere, feine Charakterisirung, reizvollen Humor, Anmuth des Stiles ausgezeichnet.

Nach einer längeren Pause trat Freitag mit dem großen Werk „Die Ahnen“ hervor, einem Cyclus culturhistorischer Romane, welche die Entwicklung des deutschen Volkes von der Zeit, als unsere Vorfahren noch in den Urwäldern hausten, bis zur Gegenwart künstlich darzustellen. Sprossen desselben Geschlechtes sind es, welche in den verschiedenen Epochen auftreten, stets eng verknüpft mit den jeweiligen Zeitströmungen, thätig mitbetheiligt an den Ereignissen, welche auf die Geschichte des Volkes Einfluß üben. Nicht Scheffels „Elckhard“ und „Die Ahnen“ der beste culturhistorische Roman der neueren Literatur. In den ersten Bänden hatte Freitag, um das historisch getreue Colorit der Zeit noch eindringlicher zu machen, einen archaischen Stil gewählt, welcher besprechend, maneriert erschien. Das ungewöhnliche des Ausdrucks wirkte für die Massen störend. Daß die gewählte Ausdrucksform überflüssig war und bei jedem Nachtreter, der in historischen Romanen den gepreilten Curialstil glaubt festhalten zu müssen, verfehlt ist, zeigt am besten Scheffels „Elckhard“, der ja auch einen Stoff aus der grauen Vergangenheit und zwar mit mehr Erfolg behandelt. Bei den weiteren Bänden der Ahnen fiel jenes störende Moment hinweg und sie bieten daher vollen, reinen Genuß; insbesondere sind „Markus König“ und „Die Geschwister“ Meisterwerke unserer Literatur zu nennen.

Ueber der Beschäftigung mit historischen Stoffen kam Freitag auf seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, welche später zu der berühmten künstlerischen Gustav Freitag's Galerie im Verlage von C. Schönapf geführt haben. Diese literarischen „Bilder“ haben als Muster historischer Darstellungsweise zu gelten, sie haben eine Klarheit und Anschaulichkeit, Kraft und Plastik, eine Feinheit und Treue der Auffassung, die ihnen für alle Zeiten einen hohen Rang unter den historischen Werken errungen haben. Hier vor Allen zeigt sich Freitag als feiner Stilist, der er übrigens in allen seinen Werken gewesen ist.

So steht Gustav Freitag vor uns als einer der bedeutendsten, glücklichsten und vornehmsten Dichter und heute, an seinem Jahrestage, wird ihm die Nation ihre Dankbarkeit für seine schönen Gaben durch innigste Wünsche für sein Wohlergehen bekunden.

Am Starnberger See.

Noch ist die Sonne nicht geschieden
Mit lechtem Strahl von Berg und See,
Da rauscht empor die Wassersee:
„O armer König, suchst Du Frieden,
Komm an mein Herz, hier schmeckt Dein Wehl!“
Der König naht. — Am Waldespfade
Erbeben leise Baum und Kied;
Erschrocken schweigt der Vogel Kied,
Die See nur hüpfert am Gesade,
Der König lauscht — die Sonne flieht.

„Kann Lieb' und Glück Dein Herz nicht schwellen —
An meine Brust! Was jögert Du?
Laß ab vom Kamp! Du ew'ger Ruh'
Will ich Dich betten in den Wellen!“
Rauscht sein geliebter See ihm zu.

Einsamer König! Von dem Throne
Stieglst Du in's seuchte Wellengrab,
Der Hand entrank der Herrscherhab,
Doch nur der Tod nahm Dir die Krone
Vom schönen, edlen Haupt herab.

für's Haus.

Eier-Prüfer. Keine Hausfrau sollte auf dem Wochenmarke oder sonstwie Eier einkaufen, ohne einen Eierprüfer zur Hand zu haben und jedes Ei auf seine Güte zu untersuchen. Bei ewiger Lebensgeschichte selbst bei größeren Einkäufen die Prüfung sehr schnell. Das kleine Instrument besteht aus einem fein polirten Messingkörper, welcher unten, gegenüber dem Buckel, mit einem schräg liegenden Spiegel versehen ist. Das Ei wird oben in den Eierprüfer gestellt und so gegen das Licht gehalten, so daß man den Inhalt genau erkennen kann; ist das Eiweiß ganz durchsichtig, so ist das Ei unverdorben. Ein Eierprüfer kostet etwa 75 Pf.

Künstliche Säbnergloden. Dieselben sind ähnlich wie die Brütapparate konstruiert. An Stelle der Eierschieblade befinden sich herabhängende Flanellstreifen, unter welche bei Nacht oder schlechtem Wetter die Mäcker kriechen, um Schutz und Wärme zu erhalten. Die Erwärmung des Apparates geschieht durch kochendes Wasser in derselben Weise wie bei den Brütapparaten. Auf Wunsch wird den künstlichen Gloden ein Holzkasten beigegeben, welcher mit Drahtgesecht bezogen ist und über die Glode gestellt wird; derselbe wird größer genommen als die Glode, um den kleinen Thieren freie Bewegung zu lassen, verbindet jedoch ein Entlaufen derselben und ist dem Zutritt von Luft und Licht nicht hinderlich. Der Kasten wird nach Größe extra berechnet. Künstliche Gloden für 50 Küden etwa 50 Mk., für 100 Küden etwa 60 Mk.

Koniferengeist. Diese wohriechende Flüssigkeit, durch welche eine künstliche Waldluft in den Zimmern erzeugt werden kann, wird wie folgt bereitet: Zu 100 Gr. Spiritus schüttet man 5 Gr. Kiefernabfall, 1 Gr. Wacholderbeeren, 2 Gr. Citronenöl, 5 Tropfen Rautenkieselerde und 5 Tropfen Eßigäther. Fügt man noch ein Stückchen Vanille und eine zerhackte Korktabake hinzu, so stellt sich noch zu dem angenehmen Nichtenduft der Wohlgeruch des Waldmeisters hinzu.

Flüssige Alcterfärbungen. Es ist ein großer Vortheil für Architekten, Ingenieure, Geometer und Schüler von Bau- und Gewerbeschulen, mit flüssigen Farben arbeiten zu können, statt erst feste Farben jedesmal auflösen zu müssen. Dieser Vortheil gewähren die flüssigen unverbildbaren Tuschen (unter dem Namen Alcterfärbungen), welche die chemische Fabrik von Louis Bruns in Halberstadt in den Handel gebracht hat. Die einzelnen Farben sind: Chinesisch Schwarz, Kobalt, Zinnober, Summi Gutt oder Messinggelb, Orange, Magenta, Carmine, Bregengrün, Wiesengrün, Hutungsgrün, Gartengrün, Schwarzgrün, Wegebrown, Ackerbraun, Sepiaerde, Sandstein, Cement, Aspholt, Neutral (Weißstein), Preussisch Blau (Schwiedelstein), Violett (Stahl), Gelb (Kochsalz), Weßmetall, Ziegelmauerwerk, Tannenholz, Eichenholz, Leder. Aber diese sämmtlichen Farben lassen sich mit Wasser bis zu den hellsten Nuancen verdünnen, und geben stets eine klare, wolken- und fleckenlose Färbung. Auf dem Papiere trocken geworden, lassen sie sich mit Wasser nicht mehr wässern. Die Fabrik versendet über diese sehr praktischen und schönen flüssigen Tuschen, die auch noch den Vorzug der Billigkeit für sich haben, Musterkarten.

Baumwachs zu fertigen. Will man ein Wachs von schwarz-grauer, rindensähnlicher Färbung herstellen, so braucht man für 1 Kilogramm: 830 Gramm gereinigtes Tannen- oder Fichtenharz, 15 Gramm schwarzes Pech, 30 Gramm Hammeltalg, 35 Gramm gesiebte Asche und 90 Gramm Spiritus. Für dasselbe Quantum, oder röhlich gefärbtes Baumwachs bedarf man: 735 Gramm gereinigtes Fichten- oder Tannenharz, 100 Gramm schwarzes Pech, 30 Gramm Hammeltalg, 35 Gramm pulverförmigen rothen Ocker und 100 Gramm Spiritus. Man schmilzt in einem edernen oder eisernen Topfe das Pech, das Harz und den Hammeltalg am besten in der Art, daß man das Gefäß nur auf die heiße Herdplatte stellt, und füllt dann unter stetigen Umrühren die Asche, beziehungsweise den Ocker hinzu. Erst wenn Alles gemischt und die Masse halb erkaltet ist, füllt man unter stetem Umrühren den Spiritus in kleinen Quantitäten hinzu. Wird das Baumwachs dann vielleicht etwas zu hart, so erwärmt man es noch einmal mäßig; schließlich wird es — für den Gebrauch — in Blechbüchsen gefüllt.

Conservirung von Tauen und Stricken. Man läßt in einem Bade von 20 Gramm Schwefelsäurelösung auf 1 Liter Wasser die Tauen oder Stricke vier Tage liegen und trocknet sie darauf. Die Stricke haben dann eine Quantität Schwefelsäure aufgenommen, welche gegen Parasiten, Stockigwerden und Schimmel schützt. Man reibt das Kupferfals mit Theer oder Seifenwasser. Bei letzterer Methode wird eine Lösung von 100 Gramm Kasse auf 1 Liter Wasser verwendet.

Allerlei Heiteres.

Aus Zeitungen. Niederbarnimer Kreisblatt: „Der Verein der Baumwuchsfüchter wird in den beiden vorhergehenden Tagen auf dem alten Ketten-Bischhof 150 Bände dieser Zuchtschriften ausstellen.“ — Dormmunder Zeitung: „Bei meiner Frau und mir haben besagte Pillen

wesentlich dazu beigetragen, meine Leiden zu beseitigen.“ — Apoldaer Tageblatt: „Unsern populärsten Dichter und Dichter aus der neueren Zeit, unsern soviel tolerierten Frey Reuter ist bis dato noch kein Denkmal in seinem deutschen Vaterlande gesetzt worden, während unsere Nachbarn übern Wasser, die Herren Nante und Genossen, ihm schon vier in ihrem Lande setzen.“ — Thüringer Zeitung in Gellert: „Danke muß es von der Direction der Pferdebahn anerkannt werden, daß sie seit acht Tagen die Linie Hirschgärten-Schießhaus wieder eröffnet hat.“ — Frankfurter Courier in Nürnberg: „Das Geschäft, Camellien-geste. Heute sowie alle Tage eines geschiedenen Bauern Heide, von 5 Uhr an warm etc.“ — Freisinnige Zeitung (Solingen): „Der Durchsich des Beckler Eisenbahntunnels an der belgisch-ungarischen Grenze hat am 29. Mittags in Gegenwart der Communicationsministers Baron Remon) stattgefunden.“ — General-Anzeiger (Stettin): „Bei jeder Nohreszeit kann sich Jeder leicht erkälten und empfehle ich rein wollene Normal-Jäger-Unterzeuge mit doppelt Brust und Leib in Jacken, Hemden und Hemdkleidern in allen Schwestern und Größen zu Fabrikpreisen etc.“ — „Es wird eine tüchtige Tuchschneiderin à Cir. 3 Mark verlangt.“

Schlechter Wit. Ein Geschäftsmann in B. hatte ein Placet angeschlossen, in welchem um Aufhebung alter Damenbüte die Rede war. Ein Bösewicht strich das Wort „Büte“ aus und die Ankündigung lautete: „Alle Damen werden hier modernisiert oder auch gegen neue umgetauscht.“

Bei der Einjährigfreiwilligen-Vorstellung. Dienen, wie lange? — 14 Tage. — Stand? — Kaufmann. — Name? — Leypohn. — Compagnie? — Donnerwetter, ich frage, was für Compagnie. — Leypohn u. Comp.

Baron und Dienstmann in Berlin. „Dienstmann, was bin ich schuldig?“ „Ja! Det det kann id nich wissen, Herr Baron, id kriegt 1 Mark.“

Spiele und Denkaufgaben.

Arithmogryph von Heinrich Lappa.

1	15
2	10 13 7
3	2 13 11 18 10
4	1 16 6 16 14 15 5
5	12 13 5 14 2 20 15 5 13
6	15 7 15 7 3 1 3 1 14 5 5
7	1 9 5 19 1 10 4 13 1 9 1 10 4
8	15 13 11 10 2 1 4 11 18 13 17 5 13 4 7
9	15 7 2 5 13 7 16 14 3 1 8 16 14
10	2 5 10 4 5 13 1 2 2 1 14
11	6 13 1 10 17 5 9 9 1
12	3 11 15 5 4 11 13
13	12 1 13 7 14
14	7 4 1
15	2

1. Ein Consonant.
2. Ein Canton in der Schweiz.
3. Ein österreichischer General zur Zeit Friedrichs II. A. ein weiblicher Vorne.
5. Bezeichnung für „Prieester“.
6. Ein See in America.
7. Eine Colonie in Australien.
8. Reihe von links nach rechts ergibt eine bekannte Oper nebst dem Componisten derselben, ebenso die 2. Mittelreihe von oben nach unten gelesen.
9. Ein sich in Rom verdient gemacht habender Terzian.
10. Ein Bischof, betannt beim Abfall der Niederlande.
11. Eine Stadt in Persien.
12. Ein französisches Departement.
13. Eine Stadt in Frankreich.
14. Ein weiblicher Vorne.
15. Ein Vocal.

Kreuzräthsel von Emilie Pfänder.

1	2
3	4

Es existirt die 1 + 2, Und doch auch wieder nicht, Sie sagt der Dinge mancherlei Und wahr ist, was sie spricht; Ein Räthsel, fern dem Verkehr, Dann wieder scheint ihr Sein gefüllt Einmal in wüthendem Revier, Lei er zu Wachs Ehr'. Doch was sie will, was sie erfüllt, Verstorben 3 + 4 gefüllt, Der Jwed ist klar dabei. Es steigt oft geistreich empur Aus tiefer, feuchter Schlucht Der 3 + 2, mit grauem Flor Jagt's Licht er in die Nacht, Ein Kramr ist der 1 + 4, Ein Räthsel, fern dem Verkehr, Dann wieder scheint ihr Sein gefüllt Einmal in wüthendem Revier, Lei er zu Wachs Ehr'. Doch was sie will, was sie erfüllt, Verstorben 3 + 4 gefüllt, Der Jwed ist klar dabei. Es steigt oft geistreich empur Aus tiefer, feuchter Schlucht Nach ihrem Leben er.

